

Die Schweiz und die Entwicklungs- zusammenarbeit

t. 242.2-92



**Einige Antworten
auf ebensoviele Fragen**

Die Entwicklungszusammenarbeit – ihre Berechtigung, ihre Ziele, die Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wird. Hierzu kann, ja – ich würde fast sagen – muss sich jeder Bürger unseres Landes Fragen stellen.

Diese Broschüre erhebt nicht den Anspruch, auf alle Fragen zu antworten, und ebenso wenig, die darin aufgeworfenen Probleme in erschöpfender Weise zu behandeln. Dazu wäre eine ganze Reihe umfangreicher Bände notwendig.

Immerhin, so bescheiden diese Schrift auch ist, entspricht sie doch einem doppelten Bedürfnis: Sie wollen informiert sein, und wir möchten verstanden werden.

Sprechen wir, wenn Sie gestatten, zuerst von Ihnen.

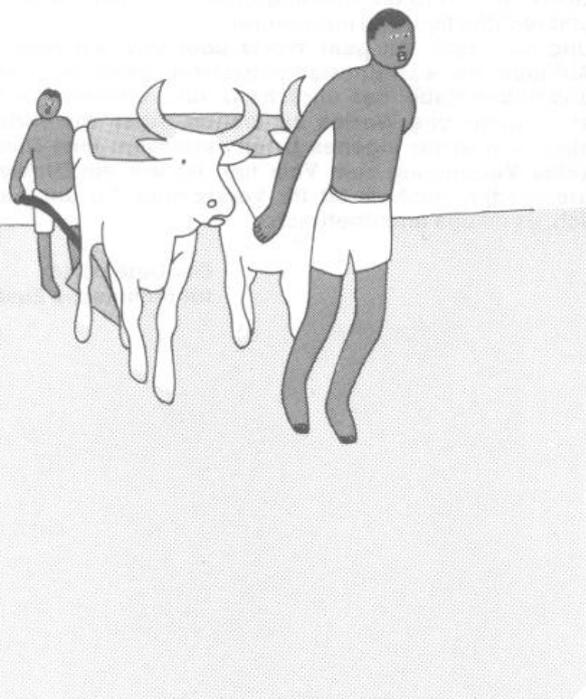
Gewisse Fragen, die an uns direkt gerichtet werden, gewisse Briefe, Telefonanrufe oder auch Zeitungsausschnitte, die wir erhalten, zeigen, wie hartnäckig sich einzelne Ansichten behaupten können. Damit möchte ich nicht sagen, dass sich zuweilen ihr Ursprung nicht in vereinzelt tatsächlichen Begebenheiten finden lässt. Was ich dagegen bedaure, ist die Tatsache, dass man solche Einzelfälle verallgemeinert, um in der öffentlichen Meinung die Entwicklungszusammenarbeit und dadurch auch diejenigen, mit denen sie verwirklicht wird, in Verruf zu bringen. Wir haben deshalb in dieser Broschüre die Themen zusammengefasst, die am häufigsten erwähnt werden, und zwar mit der Absicht, sie so darzustellen, wie es nach unserer Meinung der Wahrheit entspricht.

Wir haben uns auch bemüht, auf eine andere Gruppe von Fragen einzugehen. Sie berühren oft so ernste Probleme, dass ihre Behandlung viel Klarsicht und Bescheidenheit erfordert. Wir haben dabei jedesmal das Für und Wider sorgfältig abgewogen und trotz der relativen Kürze der Texte versucht, nichts Wesentliches zu übergehen.

Trotzdem ist es nicht unsere Absicht, Ihnen gebrauchsfertige, endgültige Antworten zu liefern. Vielmehr möchten wir Ihnen eine Grundlage für ihre eigenen Überlegungen, die Elemente für eine notwendige Auseinandersetzung bieten. Und vor allem liegt uns daran, Sie – wie es Ihr gutes Recht ist – über die Grundsätze und die Beweggründe, die unser Wirken bestimmen und rechtfertigen, zu informieren.

Und nun noch ein paar Worte über uns: wir geben uns dieser Aufgabe, die sich Entwicklungszusammenarbeit nennt, ganz hin und haben dabei das ehrliche Gefühl, unserem Lande im weitesten Sinne des Wortes zu dienen. Aber wir dürfen uns nicht allein auf unser eigenes Urteil verlassen; eine Dienststelle, die keine Verbindung zum Volk hat, ist wie ein Uhrwerk ohne Antriebsfeder. Deshalb ist Ihr Verständnis für uns nicht nur nützlich, es ist uns unentbehrlich.

Der Delegierte
für technische Zusammenarbeit



- 1 Wir Schweizer haben es ohne Hilfe zu wirtschaftlichem Fortschritt gebracht. Weshalb sollten die Länder der Dritten Welt es uns nicht gleichtun? 4
- 2 Würden die «Unterentwickelten» ihre missliche Lage nicht meistern können, wenn sie ebenso viel arbeiten würden wie wir? 8
- 3 Wird die Situation der Länder der Dritten Welt nicht absichtlich übertrieben? 10
- 4 Sollte man nicht zuerst für eine radikale Änderung der sozialen Verhältnisse sorgen, bevor man an die Entwicklung dieser Länder geht? 13
- 5 Sollte nicht mindestens unsere Entwicklungszusammenarbeit von einer Geburtenkontrolle abhängig gemacht werden? 15
- 6 Sind wir denn überhaupt für die Unterentwicklung der Länder der Dritten Welt verantwortlich, da wir ja keine Kolonien besessen haben? 17
- 7 Zudem gibt es auch bei uns arme Leute; würde man nicht gescheiter bei diesen beginnen? 19
- 8 Wie dem auch sei; ist die Eidgenossenschaft überhaupt in der Lage, den Entwicklungsländern wirksam zu helfen? 21
- 9 Ist unser Beitrag nicht bloss ein Tropfen Wasser auf einen heissen Stein? 24
- 10 Wie steht es um unsere Zusammenarbeit mit den internationalen Organisationen? Nützt sie wirklich etwas? 26
- 11 Sollten wir uns nicht auf die humanitäre Hilfe beschränken? 29
- 12 Ist die Entwicklungszusammenarbeit nicht Sache der privaten Initiative? 31
- 13 Besteht nicht die Gefahr, dass die öffentlichen Geldmittel schliesslich in den Taschen der Reichen in den armen Ländern verschwinden? 33
- 14 Zudem: treiben die Entwicklungshelfer nicht bloss Tourismus auf unsere Kosten? 35
- 15 Ist es wirklich vernünftig, unser Gesellschaftssystem exportieren zu wollen, wo es doch schon bei uns auf Widerspruch stösst? 38
- 16 Ausserdem: schaffen wir uns nicht Konkurrenten, indem wir die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Dritten Welt verändern? 41
- 17 Und warum sollten wir Länder unterstützen, deren Regierungssystem bei uns umstritten ist? 43
- 18 Warum verkaufen wir weiterhin Waffen an die Dritte Welt? 45
- 19 Was würde wohl geschehen, wenn die Schweiz jegliche Entwicklungszusammenarbeit aufgeben würde? 46

1

Wir Schweizer lebten, noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts, in einer Armut, die oft dem Elend gleichkam. Wir haben sie überwunden, durch unsere Arbeit, durch unsere Ausdauer, durch unsere Erfindungsgabe. Niemand hat uns geholfen. Weshalb könnten also die andern es uns nicht gleich tun?

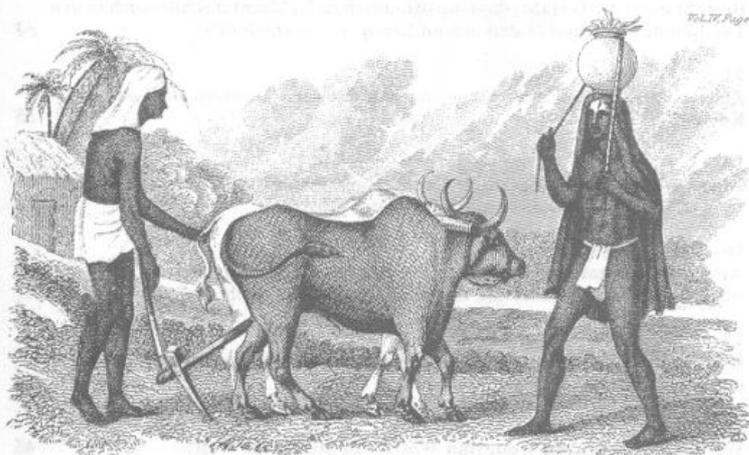
Gewiss: unseren Erfolg verdanken wir unserer Arbeit, unserer Ausdauer und manch anderer Eigenschaft. Aber wir haben auch eine schöne Dosis Glück gehabt, es ist uns geholfen worden und, vor allem, die Zeiten haben sich geändert.

Wie viele andere europäische Länder und die Vereinigten Staaten, hat die Schweiz im richtigen Augenblick in die industrielle Revolution, die den Beginn ihrer bevorzugten Situation darstellt, «einsteigen» können. An der Wegkreuzung der grossen Strömungen der abendländischen Zivilisation gelegen, hat sie natürlicherweise an der Bewegung teilgenommen.

Die «industrielle» Revolution hat, wie man heute weiss, in Europa – und besonders in England – vor rund zweieinhalb Jahrhunderten damit begonnen, dass sich die landwirtschaftlichen Erträge beträchtlich erhöhten. Dadurch wurden Arbeitskräfte frei für andere Aufgaben, vor allem für die entstehende Industrie, deren Aufschwung im übrigen durch das allgemeine Besserwerden der Lebensverhältnisse begünstigt wurde.

Der Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie vollzog sich um so leichter, als zu jener Zeit jeder Bauer zugleich auch ein bisschen Handwerker war und die technischen Verfahren jener Zeit noch in den Kinderschuhen steckten. Der Wechsel konnte, wenn auch nicht auf harmonische Weise, so doch Schritt für Schritt geschehen. Durch eine Verkettung von Ursache und Wirkung förderte die Industrialisierung die Verkehrsverbindungen und den Unterricht, und diese beschleunigten ihrerseits die Fortschritte der Technik.

Was nun uns Schweizer betrifft, so ist uns geholfen worden! Die zahlreichen Einwanderer, die sich in unserem Lande niederliessen, brachten ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit. Denn »bis 1914 bestand die ausländische Arbeiterschaft vor allem aus gelernten Leuten, während die Schweizer für geringen Lohn Arbeiten verrichteten, die weder Ausbildung noch Qualifikation voraussetzten».*



Während Jahrhunderten haben sich die Ackerbaumethoden im Abendland kaum stärker entwickelt als beispielsweise in Indien.

* Keller und Nordmann: WOHLSTAND AUS DEM NICHTS (Das Abenteuer der Schweizer Wirtschaft) – Hallwag Verlag, Bern

4

Übrigens erleichterten die reisenden Gelehrten, die auswandernden Handwerker in ganz Europa die Weitergabe, von Land zu Land, der technischen Verfahren, die noch nicht durch kostspielige Patente geschützt waren.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebten, oder überlebten, ein europäischer und ein indischer Bauer unter den gleichen Bedingungen. Und die grosse Mehrheit der europäischen Bevölkerung gehörte bekanntlich dem Bauernstand an.

Heute dagegen stellen die Bauern in Europa und in den Vereinigten Staaten nur noch einen schwachen Prozentsatz der Bevölkerung dar (8% in der Schweiz), und der Abstand zwischen den Industriestaaten und den Ländern der Dritten Welt ist riesig gross geworden.

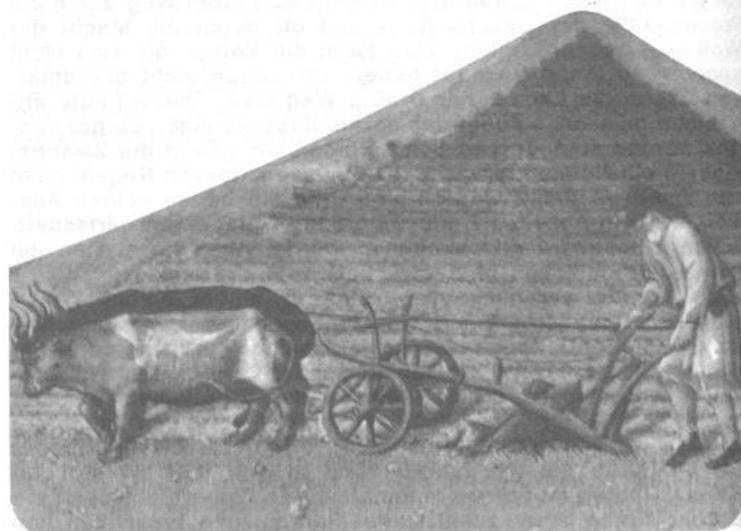
Warum haben letztere nicht auch «ihre» industrielle Revolution durchgeführt?

Sicher nicht, weil ihnen die Erfindungsgabe abging. Oder muss man daran erinnern, dass die Algebra von den Arabern, der Kompass und die Rakete von den Chinesen erfunden wurden?

Es müssen also andere Gründe vorliegen, angefangen mit den Auswirkungen der industriellen Revolution selber!

Tatsächlich hat die Ausfuhr von Fertigprodukten (z.B. von Textilien) in die nicht industrialisierten Länder dem einheimischen Handwerk, das in vielen Fällen durch die Kolonisation schon stark geschwächt worden war, einen neuen und schweren Schlag versetzt. Zudem haben die Abendländer, um ihren Handel und ihre Industrie zu fördern, in Übersee die Monokultur unterstützt, indem sie beispielsweise weite Kaffee- oder Baumwollpflanzungen anlegten. Auf diese Weise haben sie die Wirtschaft der betroffenen Gebiete entscheidend aus dem Gleichgewicht gebracht und sie von derjenigen der industrialisierten Welt abhängig gemacht. Im gleichen Zug haben sie in den Ländern der Dritten Welt die Landwirtschaft, die Nahrungsmittel erzeugte, zum grossen Teil unterdrückt. Diese zweifache Einwirkung – Schwächung des einheimischen Handwerks und Einrichtung der Plantagenwirtschaft – hat einen Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie und eine Wechselwirkung zwischen den beiden, wie es im Abendland erfolgreich geschah, gewiss nicht begünstigt!

Hinzu kommt zweifellos das Klima, hat es doch nicht die stimulierende Wirkung ausgeübt, wie es in den Ländern der gemässigten Zone der Fall war. Im Gegenteil!



5



Heute bebaut der Grossteil der indischen Bauern den Boden noch wie vor mehreren Jahrhunderten,

Auch die Kolonisation hat sich auf die Entwicklung der Länder der Dritten Welt hemmend ausgewirkt, vor allem indem sie die bestehende Gesellschaftsordnung zerstörte und die beherrschten Völker an eine gewisse Passivität gewöhnte.

Ein vierter Grund (es gäbe, ohne Zweifel, noch weitere, die wir jedoch hier aus Platzmangel nicht erwähnen können) verdient hervorgehoben zu werden: vielleicht wäre in einigen wenigen Fällen eine industrielle Revolution wie die unsere möglich gewesen; aber Wertbegriffe wie der Glaube an das Glück durch technischen Fortschritt, wie Wirksamkeit oder Rendite sind verhältnismässig neueren Datums und stammen weitgehend aus dem Abendland. Man darf sie nicht einfach deswegen als moralisch überlegen betrachten, weil sie sich ihren Weg durch die Wechselfälle der Geschichte – und oft durch die Macht der Waffen – gebahnt haben. Man kann die Völker, die sich nicht spontan zu ihnen bekannt haben, deswegen nicht brandmarken. Wenn die Länder der Dritten Welt diese Werte heute annehmen müssen, so liegt das daran, dass sie ihnen aufgezwungen worden sind. Tatsächlich befinden sie sich in der Zwangslage, in ein Rennen einsteigen zu müssen, dessen Regeln nicht von ihnen bestimmt worden sind. Und sie haben keinen Ausweg, weil ein Abseitsstehen von diesem Spiel einem wirtschaftlichen Selbstmord gleichkommen würde. Aber sie starten mit einem beträchtlichen, niederdrückenden Rückstand.

Tibor Mende veranschaulicht dies in einem seiner Werke («Überfluss und Armut – Entwicklungspolitik vor der Entscheidung», Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf) mit einem treffenden Vergleich: «Wenn zu Beginn des 19. Jahrhunderts in England die Kosten für die Schaffung eines Arbeitsplatzes in der Industrie drei bis vier Monatslöhnen entsprachen (ungefähr zweimal so viel wie in Frankreich), erforderte dieser Prozess um die Mitte des 20. Jahrhunderts in den USA 30 Monatslöhne... In den modernen automatisierten Webereien kostet die Beschäftigung einer zusätzlichen Person eine Investition von

schätzungsweise 100 000 Dollar – mehr als ein indischer Arbeiter in vier Jahrhunderten verdient.»

Man könnte unzählige Beispiele dieser Art anführen.

Wenn ganz wenige nicht industrialisierte Länder es noch im 20. Jahrhundert zu wirtschaftlicher Entwicklung gebracht haben, so ist dies ganz besonderen Verhältnissen zuzuschreiben. Diese müssen sorgfältig, von Fall zu Fall, untersucht werden. Es kann sein, dass sie sich in der Nähe einer grossen industriellen Macht befinden, oder dass sie eine massive Hilfe, die in politischer Absicht gewährt wurde, genossen haben, oder dass das betreffende Land über aussergewöhnliche Dimensionen verfügt.



während in Europa...

Die meisten andern Länder der Dritten Welt werden, wie fest ihr Wille zum Fortschritt auch sein mag, den Rückstand, der sich seit mehr als einem Jahrhundert angehäuft hat, nicht aufholen können. Davon abgesehen sollte es auch nicht ihr Ziel sein, uns nachzuahmen. Vielmehr müssen diese Länder ihren eigenen Weg zur Entwicklung finden, anstatt Systeme einzuführen, die von andern für andere erdacht worden sind. Die Industrieländer können ihnen auf diesem Weg helfen, indem sie ihnen ihre Erfahrungen weitergeben, und zwar sowohl diejenigen, die eine Entwicklung, die den jeweiligen Verhältnissen und Möglichkeiten entspricht, beschleunigen, als auch solche, die verhindern können, gewisse von uns gemachte Fehler zu wiederholen. Sie können also dazu beitragen, den Augenblick herbeizuführen, wo die Länder der Dritten Welt sich aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln entwickeln werden. Sie können, speziell auf dem Gebiete des internationalen Warenaustausches, dahin wirken, dass die Beziehungen zwischen Industrie- und Entwicklungsländern neu gestaltet werden, und zwar in voller gegenseitiger Zusammenarbeit.

Die Welt von heute ist nicht gerade einfach!

Im 18. und noch im 19. Jahrhundert war das Weitergeben von Erfahrungen eine leichte Sache. Die technischen Verfahren dieser Zeit wurden durch Bücher, durch Reisende und Auswanderer von einem Land zum andern übertragen, etwa so wie eine Biene den Blütenstaub an ihren Füßen von einer Blume zur andern trägt... Heute dagegen haben sich die Dinge stark verändert, wie die folgende Agenturmeldung zeigt: «Basel (SDA). – Um von den amerikanischen Behörden die Bewilligung zu erhalten, ein neues wirksames Medikament gegen die Parkinson'sche Krankheit in den USA einzuführen, musste eine schweizerische pharmazeutische Firma ein detailliertes Dokument erstellen. Dieses Dossier bestand aus 504 Bänden, jeder durchschnittlich 4,8 cm dick. Aufeinander gestapelt würden sie zusammen eine Säule von 24 m Höhe bilden...»

2

Sie sind schliesslich selber schuld! Wenn die Männer und Frauen der Dritten Welt arbeiten würden wie wir, würden sie nicht Hungers sterben. In Wirklichkeit sind die Leute dort nämlich faul.

Über die angebliche Faulheit der Leute der Dritten Welt sind viele Geschichten entstanden. Sie wurden in Europa bereitwillig immer wieder weitergegeben, sei es in gewissen Chansontexten oder auf klischeehaften Bildern, wie etwa jenes des Lateinamerikaners, der den Kopf im Schatten und die Füsse in der Sonne, seine ausgedehnte Siesta macht. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Zunächst sollte man sich dies sagen: wenn die Männer, die man zuweilen lässig an den Mauern der weissen oder grauen Städte der Dritten Welt lehnen sieht, untätig scheinen – und deshalb von den abendländischen Touristen streng verurteilt werden –, so ist es meistens deswegen, weil sie keine Arbeit haben. Man zählt in der Dritten Welt mindestens 200 Millionen Menschen ohne Beschäftigung, und diese Zahl nimmt offensichtlich ständig zu. Diejenigen, die Arbeit haben, sind zum grössten Teil in der Landwirtschaft beschäftigt. Diese Arbeit setzt, mehr als jede andere, voraus, dass man körperlich gesund ist. Nun leiden aber die meisten Arbeiter der Dritten Welt chronisch an Unterernährung. Um zu arbeiten, muss man einen Sinn darin sehen, der über die einfache Notwendigkeit zu überleben hinausgeht. Denken Sie einmal an sich selbst. Ist es nicht so, dass für uns der Sinn der Arbeit in der Hoffnung besteht: wir hoffen, eine Familie gründen und sie glücklich machen zu können; wir hoffen, beruflich voranzukommen; wir hoffen, ein Haus oder einen neuen, grösseren Wagen kaufen zu können; wir hoffen auf einen Lebensabend ohne Sorgen.

In Afrika kann ein Mann oder eine Frau durchschnittlich ungefähr 41 Jahre alt werden. Die Lebenserwartung in der Schweiz ist für Männer 69,21 Jahre, für Frauen 75,03. Liegt etwa in dieser Feststellung für die Menschen der Dritten Welt ein Grund, fester an die Zukunft zu glauben? In vielen Ländern der Dritten Welt gehört manchmal der Boden nicht den Bauern, die ihn bebauen. Oft müssen diese mehr als 50% ihrer Ernte dem Besitzer abliefern. Werden sie dadurch wohl angespornt, mehr zu arbeiten?

In vielen Ländern der Dritten Welt kann die Arbeit mehrerer Jahre in ein paar Minuten von einem Unwetter vernichtet werden. Kann dies die Menschen nicht dazu führen, sich widerstandslos ihrem Schicksal zu ergeben?

Zudem bedeutet mehr arbeiten in zu vielen Ländern der Dritten Welt schliesslich weniger verdienen. Denn wenn auf dem Weltmarkt ein Überangebot an einem Rohprodukt (z.B. Erdnüsse) herrscht, brechen die Preise zusammen.

Trotz alledem beackern Männer und Frauen in Afrika und anderswo den Erdboden, wo noch davon bleibt, und dies manchmal bei 45 Grad im Schatten, wenn es ihn überhaupt gibt.

Das nachstehende Beispiel, der waadtländischen Wochenschrift LA NATION entnommen, möchte nur einen Hinweis geben. Vor allem möchte es zeigen, wie relativ alle Dinge und damit jedes Urteil über die angebliche Faulheit der «andern» sind.

Eine bernische Umfrage bei den Lausanner Pastoren im 18. Jahrhundert

Im Jahre 1764 wurden die bernischen Behörden aufgeschreckt durch die Entvölkerung des Waadtlandes und durch die beträchtliche Zahl der Leute, die die öffentliche Fürsorge beanspruchten. So verlangten sie von allen Pastoren, sie sollten über alle Taufen, Eheschliessungen und Todesfälle in ihrer

8

Pfarrei während mehreren Jahren eine Übersicht erstellen. Ausserdem mussten sie auf zehn Fragen antworten, die die Bewohner und deren wirtschaftliche Situation betrafen. (...)

Was antworteten nun die Lausanner Seelenhirten? – Wenn die Leute arm seien, so liege es keineswegs daran, dass sie keine Arbeit finden, denn mit Ausnahme einer gewissen Zeit im Winter seien die Arbeiter aller Berufe sehr gesucht und sehr gut bezahlt. Vielmehr seien die Ursachen des Elends folgende:

1. Die schlechte Erziehung; sonderbarerweise gewöhne man die Kinder gar nicht ans Arbeiten.
2. Man arbeite nur gerade soviel, als zum Überleben notwendig sei, aber man denke gar nicht ans Anlegen von Vorräten; wenn Vater oder Mutter oder eines der Kinder ein paar Tage krank sei, nehme man in folgedessen sofort die öffentliche Fürsorge in Anspruch.
3. Die Trunksucht stürze viele Familien ins Elend.
4. Durch den Kriegsdienst würden viele Väter ihren Familien entrissen.
5. Die vermögenden Armenhäuser würden die Leute in Sicherheit wiegen und ihre Gleichgültigkeit noch fördern; viele sagten sich, dass das Armenhaus schon für sie aufkommen werde, wenn sie ins Elend geraten sollten.

Es beständen in der Stadt Lausanne sehr weise Einrichtungen, um die Not der Armen zu lindern, so dass die bernischen Behörden nicht belästigt würden.

Das beste Mittel, um die Lust am Arbeiten wieder zu wecken – was die Armut wenigstens zum grossen Teil verhindern würde –, sei bestimmt die Erziehung. Und es sei bestimmt richtig, damit zu beginnen. Die gute Erziehung sei die Quelle der guten Sitten, der Ordnung in der Gesellschaft, der Hauswirtschaft, des Fleisses bei der Industriearbeit.

Was den Charakter und die Sitten der Landbewohner betreffe, so könne man allgemein sagen, dass sie gleichgültig seien, der Trunksucht ergeben und wenig fleissig. Hingegen seien die Felder in der Umgebung der Stadt gut bebaut und gepflegt, vor allem dort, wo Franzosen sich niedergelassen hätten; der Wert der Grundstücke, die sie bebauen, habe sich mindestens verdoppelt; sie seien unternehmungslustige, schlichte, fleissige und sehr kluge Bauern. Ihr Beispiel habe den Landsleuten sehr geholfen; nichts überzeuge den Bauern mehr als die Erfahrungen, die an Ort und Stelle vor seinen Augen gemacht werden.



9

3

Wird die Situation in den Entwicklungsländern nicht mit Absicht übertrieben?

Mit diesem Argument versucht man jeweils, sein Gewissen zu beruhigen. Und es kommt sogar vor, dass man so für sich (es laut auszusprechen, würde man sich wohl ein wenig schämen...) noch beifügt: «Diese Leute da unten ertragen Leiden besser als wir...»

Nun ist aber das Leben jenseits gewisser Grenzen eben nicht mehr möglich.

Immer noch sterben Menschen vor Hunger in der Welt. Die Dürre im Sahel hat es uns auf grausame Weise in Erinnerung gerufen. Doch das war nur ein Blitz der Aktualität, der ein ständiges Problem für kurze Zeit ins grelle Licht rückte. Es gibt jedoch nicht nur den Hunger.

Heimtückischer ist die Unterernährung, an der zwischen 300 bis 500 Millionen Menschen heute schon leiden und auf unabsehbare Zeit noch leiden werden. Diese Menschen sind körperlich geschwächt, sehen für sich selber keine Hoffnung und sind für die Gemeinschaft kaum von grossem Nutzen. Aber es ist noch schlimmer. Die Unterernährung beeinträchtigt die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes, sie kann seine geistigen Eigenschaften auf nicht wieder gutzumachende Weise in Mitleidenschaft ziehen. Vom ersten Anfang an erstickt sie einen Teil des menschlichen Kapitals der Entwicklungsländer im Keime.



Natürlich bedeuten Zahlen nur für denjenigen etwas, der an ihre Aussagekraft glaubt. Zudem hat man sie so oft zum Beweis herangezogen, dass sie nicht mehr voll zu überzeugen vermögen. Immerhin sollten uns gewisse Feststellungen, die der täglichen Presse entnommen sind, doch zu denken geben. So wurde, wie Henri-Paul Deshusses in der «Tribune de Genève» schreibt, 1973 ein Hund in Europa besser ernährt als ein Kind in Afrika. Und René Dumont, Landwirtschaftsfachmann und Kenner der Probleme der Unterentwicklung, hebt in seinem Buch «L'utopie ou la mort» (Editions du Seuil) hervor, dass 60% der Bevölkerung Indiens in einer «abstossenden Armut» mit täglich weniger als 45 Rappen lebt.

Man könnte unzählige solche Beispiele aufzählen. Aber man sollte nicht dabei stehen bleiben. Unterentwicklung bedeutet nämlich oft auch Mangel an elementarster Gesundheitspflege und, fast immer, Fehlen von ärztlicher Betreuung.

10

Unterentwicklung bedeutet Arbeitslosigkeit, die den guten Willen in erschreckender Weise zerstören kann; sie bedeutet die Unmöglichkeit, eine Ausbildung zu geniessen, wodurch entstehende Möglichkeiten jämmerlich vergeudet werden. Unterentwicklung bedeutet ein endloses Feld, das brachliegt, bedeutet einen verhüllten Horizont, bedeutet – für ganze Völker – den Verlust der Hoffnung.

Die Geschichte sagt uns deutlich genug, dass verzweifelte Menschen eher das Wenige, das ihnen bleibt, nämlich das Leben, riskieren werden, als lebenslänglich am Rande des Todes zu stehen.

An Warnungen hat es uns nicht gefehlt. Und so wissen Sie es eigentlich selbst, wissen wir es alle: so kann es nicht weitergehen!

Brasilien: Ueber 100 Kinder an Masern gestorben

Rio de Janeiro, 30. Juli. (AP) In der brasilianischen Provinz Minas Gerais sind in der Kleinstadt Mata Verde 112 Kinder an Masern gestorben. Wie die in Rio de Janeiro erscheinende Tageszeitung «O Globo» am Freitag berichtete, wütet die Epidemie noch immer. Rund 200 weitere Kinder sind erkrankt.

13 Millionen Menschen Opfer der Dürre

sdä. Insgesamt 13 Millionen Menschen in den 6 Ländern des Sahel-Gebietes und in Äthiopien sind von der Dürre betroffen: Diese jüngste Schätzung der Vertreter der Liga der Rotkreuzgesellschaften in diesen afrikanischen Ländern machen das Doppelte der früheren Schätzungen aus. Ausserdem ist das Vieh fast vollständig eingegangen.

Überschwemmungen in Indien und Pakistan

Neu-Delhi. DDS. Zu schweren Überschwemmungen ist es in einigen Teilen Indiens und Pakistans gekommen. Nach Berichten, die am Mittwoch in Neu-Delhi eintrafen, wurden im Distrikt Nowgong im östindischen Bundesstaat Assam 200 000 Menschen obdachlos. Auch aus dem nordindischen Bundesstaat Uttar Pradesh wurden schwere Schäden infolge von Ueberflutungen gemeldet. Durch starke Regenfälle trat die Mehrzahl der indischen Flüsse über die Ufer. In der Umgebung der einstigen Provinzhauptstadt Thatta in Pakistan wurde die schwerste Hochwasserkatastrophe seit 1956 verzeichnet. 300 000 Menschen wurden obdachlos und zahlreiche Dörfer durch die Wasserfluten verwüstet.

18 Choleratote in Tunesien

Tunis, 30. Juli. (R) Die tunesische Zeitung «as-Sabah» hat am Wochenende berichtet, dass bei den im Distrikt Gabès aufgetretenen zahlreichen Cholerafällen 18 Tote zu beklagen waren. Die Behörden hätten die obligatorische Impfung aller Einwohner des betroffenen Gebiets sowie die Schliessung der Kinos veranlasst. Auch aus der Region Gafsa wurden Fälle dieser Krankheit gemeldet.

Zeitungsmeldungen von Tag zu Tag.

Szene aus dem Leben in Indien

Die Krankheit hatte schon fast die ganze Familie ergriffen. Eines Abends wurde auch ich krank. Wieviele Tage es dauerte, weiss ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, sass der Junge neben der Feuerstelle und kochte Reis. Mutter sass neben Vater und weinte. Sie war völlig ausgemergelt. Ich konnte mich nicht aufrichten, aber ich begriff mit einem Blick, dass mein Vater tot war. Als ich das nächste Mal erwachte, versuchte der Junge, mir Reis zu geben. Er gab auch dem Mädchen und Kitto Reis, aber Mutter ass nichts.

11

Langsam vermochte ich dem Leben im Hause wieder zu folgen. Der Junge holte Wasser und kochte für uns alle Reis. Grossmutter lag in einem Dämmerzustand auf der Matte, und Vater war tot. Es war das erste Mal, dass ich in unserem Hause den Tod erlebte. Oft hatte ich Leute gesehen, die jemanden aus dem Dorf zum Leichenfeuer an den Fluss trugen. Diesmal aber war es mein Vater, der nie mehr gehen und sprechen würde. Meine Mutter sass noch immer neben der Leiche. Fast schien es mir, als sei auch sie tot. Erst viel später begriff ich richtig, wie schlimm es für eine Frau ist, wenn ihr Mann stirbt. Plötzlich hörte ich Mutter weinen, und dann begann ich selbst zu schluchzen, vielleicht weil sie es tat, vielleicht auch, weil mich der Gedanke durchfuhr, Grossmutter könnte auch sterben.

(Übersetzt aus Thoger, «Shanta», Franckh'sche Verlangshandlung, Kosmos-Verlag, Stuttgart)

Szene aus dem Leben in Kabylien

Ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre, an meinen Eintritt in die Schule. Eines Tages kam mein Vater mit geheimnisvoller und bewegter Miene von der Dschemma. Ich spielte in unserem mit Kuhfladen gleichsam gepflasterten Hof nahe einem Kanun, auf dem sich ein Milchtopf befand. Meine Mutter war eben heimgekehrt. Sie holte eine Messerspitze Salz und einen Brocken Kuskus, um mir das Frühstück zu bereiten. Ich muss übrigens zur genaueren Erklärung hinzufügen, dass mir ein solches Frühstück nur ganz ausnahmsweise zugebilligt wurde. Es gehörte das Zusammentreffen mehrerer Umstände hinzu: Erstens, dass Kuskus, zweitens, dass Milch daheim war; dann, das geschickte Erfassen eines günstigen Augenblicks, vor allem die Abwesenheit meiner kleinen Schwester, die unweigerlich ebenfalls ihren Anteil beansprucht hätte. Dadurch wäre meine Mutter wiederum gezwungen gewesen, die gemeinsame Ration zu vermehren oder unseren Appetit zu reizen, ohne ihn völlig befriedigen zu können. Nun, an jenem Morgen waren alle Bedingungen gegeben; ich thronte allein vor der Pfanne, die Augen noch voll von Schlaf, aber den Magen schon hellwach.

(Aus Mouloud Feraoun, «Der Sohn des Armen», Verlag Andreas Zettner, Würzburg – Wien)

4

Liegt die Hauptursache des Elends in den Entwicklungsländern nicht in der ungleichen Verteilung des Bodens und des Vermögens? Sollte man in den Ländern der Dritten Welt nicht zuerst soziale Umstrukturierungen herbeiführen, bevor man daran geht, sie zu entwickeln?

Wir möchten zuerst darauf hinweisen, dass die ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen nicht ein typisches Merkmal nur der Entwicklungsländer ist, sondern auch in den Industrieländern besteht. Nur tritt sie in der Dritten Welt viel schamloser in Erscheinung.

Es ist eine Tatsache, dass diese krassen sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheiten in den Entwicklungsländern in mancher Beziehung ein schweres Hemmnis einer gesunden Entwicklung darstellen. So lebt die grosse Masse der Bauern, die manchmal die Hälfte ihrer Ernte dem Grundherrn abliefern müssen, meistens von der Hand in den Mund, kann sich keinerlei Reserven anlegen und infolgedessen kein menschenwürdiges Dasein gestalten. So ist eine gute Ausbildung allzu oft ein Privileg der vermögenden Schichten und damit einer Minderheit der Bevölkerung.

Wandlung der sozialen Verhältnisse ist, wie in den Industrieländern, in allen Ländern der Dritten Welt notwendig. Selbst von Tansania sagt Präsident Nyerere selbst: «Wir behaupten, ein Land zu sein, das den Sozialismus errichtet; aber man kann nicht von Sozialismus reden in einer Gesellschaft, die aus Besitzenden und aus Besitzlosen besteht. Und doch ist die Situation in Tansania heute noch so. Wir versuchen aber, sie zu ändern.»

Gerade in dieser politischen Frage muss nun jedes Land seinen eigenen Weg gehen. Allgemein gültige Rezepte gibt es dafür nicht. Andern Ländern praktische Lösungen für ihre internen Probleme vorschlagen, können wir wohl, wenn sie uns danach fragen. Aber es ist nicht an uns, von ihnen die Änderung ihrer sozialen Verhältnisse zu fordern. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, vor fremden Türen zu wischen und anderer Länder »Haus« in Ordnung zu bringen.

Was wir dagegen tun können, ist Folgendes:

- Unsern Beitrag an die Entwicklung der Länder der Dritten Welt, wenn möglich verstärkt, weiterführen. Denn wo Entwicklung auf breiter Basis vor sich geht, können sich die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen verändern, um schliesslich zu einer ausgeglicheneren Verteilung von Einkommen und Vermögen zu führen.
- Unsere Entwicklungszusammenarbeit auf die Länder und Bevölkerungsschichten ausrichten, die am wenigsten begünstigt sind. In der Praxis kommt durch die Entwicklungszusammenarbeit oft ein sozialer Ausgleich zustande.
- Unsere Entwicklungszusammenarbeit in die Länder orientieren, die bewusst ausgewogenere Verhältnisse innerhalb ihrer Gemeinschaft anstreben. Dadurch erhöhen sich natürlich die Chancen, dass unsere Entwicklungstätigkeit tatsächlich zur dauerhaften Verbesserung der Lebensbedingungen der wirklich Bedürftigen beiträgt.

Ein besseres soziales Gleichgewicht dank der Bewässerung

Die Eidgenossenschaft fördert die Gewährung von Darlehen an die Kleinbauern des Distriktes von Ahmednagar (Maharashtra/Indien) für die Bewässerung ihrer Felder. Dadurch soll eine Schicht der Bevölkerung, die besonders benachteiligt ist, in den Genuss der Vorteile der «grünen Revolution» gelangen.

Dies geht so vor sich:

In einer Bank für landwirtschaftliche Kredite hat die Eidgenossenschaft anderthalb Millionen Franken angelegt. Dadurch kann der Zins der Darlehen so weit herabgesetzt werden, dass er für die Kleinbauern tragbar ist.

1200 Kleinbauern werden auf diese Weise landwirtschaftliche Kredite aufnehmen können. Mit den Darlehen werden sie neue Brunnen bauen, vorhandene ausbessern, Pumpen einrichten können. Da im Maharashtra ungünstige klimatische Verhältnisse herrschen, ist die Lösung dieses Problems von lebenswichtiger Bedeutung für die Kleinbauern und damit für die landwirtschaftliche Entwicklung der Gegend.

Wenn der Kleinbauer seine Felder durch einen neuen Brunnen bewässern kann, gelingt es ihm, nach bereits gemachten Erfahrungen, sein jährliches Nettoeinkommen (von 1600 bis 7200 Rupien) aus einem mittleren Betrieb um das Viereinhalbfache zu erhöhen, und um das Anderthalbfache, wenn er bloss einen bereits vorhandenen Brunnen ausbessert.

In diesem Unternehmen liegt der Beginn einer Bewegung, die zu einem besseren sozialen Gleichgewicht führen wird, ohne Umwälzungen und dank einer Zusammenarbeit, die relativ wenig kostet.



14

5

Sollten wir unsere Hilfe an die Dritte Welt nicht von einer Geburtenkontrolle abhängig machen?

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass sich das Problem des Bevölkerungswachstums nicht in allen Entwicklungsländern in gleicher Weise stellt. Einige unter ihnen sind in der Tat unterbevölkert, während in andern die Bevölkerung so rasch zunimmt, dass sie die von Jahr zu Jahr erreichten wirtschaftlichen Fortschritte praktisch «auffrisst» und somit die Entwicklung dieser Länder wesentlich hemmt.

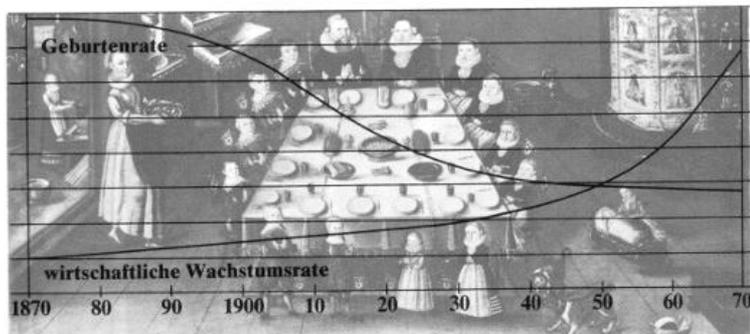
Die Regierungen vieler Entwicklungsländer versuchen denn auch durch verschiedene Massnahmen (z.B. Aufklärungskampagnen, Sterilisierungsaktionen), das übermässige Wachstum ihrer Bevölkerung einzudämmen. Und indem wir ihnen, speziell auf dem Gebiete der Erziehung und im Gesundheitswesen, tatkräftig beistehen, unterstützen wir sie direkt und wirksam in diesen Bestrebungen.

Unsere Entwicklungszusammenarbeit mit den Ländern der Dritten Welt von einer Geburtenkontrolle abhängig zu machen, wäre falsch. Die Bevölkerungsexplosion ist nämlich nicht nur eine Ursache der Unterentwicklung, sondern ebenso sehr eine Folge davon.

Denn: Warum schätzen die Leute in den Entwicklungsländern einen reichen Kindersegen so hoch ein? Wir wollen hier nicht auf die Gründe religiös-ethischer und gesellschaftlicher Natur eingehen. Sie spielen je nach Gegend der Dritten Welt eine unterschiedliche, jedoch immer entscheidende Rolle.

Der wirtschaftliche Aspekt der Situation genügt, um den Wunsch der Leute in den Entwicklungsländern nach Kinderreichtum zu begreifen. Ihre Armut, ja ihr Elend erlaubt ihnen nicht, für ihr Alter vorzusorgen und sich von der Nachkommenschaft unabhängig zu machen. In ihrer Gesellschaft, wo das Bewusstsein der Verantwortung der Kinder gegenüber ihren Eltern noch lebendig ist, gibt eine grosse Kinderschar diesen die Gewähr dafür, dass in ihrem Alter für sie gesorgt und dass ihnen im Krankheitsfalle jemand beistehen wird. Für sie bedeutet in ihrer Lage eine hohe Kinderzahl die beste Sozialversicherung!

Wirtschaftliches Wachstum und Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz.*



* Bild: Eine Schweizer Familie am Mittagstisch im Jahre 1643.

Wir verkennen die Folgen des übermässigen Bevölkerungswachstums keineswegs. Vielmehr versuchen wir, das Übel an den Wurzeln zu packen: denn erst wenn die Menschen in den

15

Entwicklungsländern ein regelmässiges, genügendes Einkommen haben und dadurch in der Lage sind, sich eine bessere Schulbildung und gesündere hygienische Verhältnisse zu leisten, erst dann wird in ihnen die Einsicht in die Vorteile einer Beschränkung der Geburten reifen, und erst dann werden sie wirtschaftlich auf eine hohe Kinderzahl verzichten können. Indem wir also durch unsere Entwicklungszusammenarbeit dazu beitragen, die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der Menschen in den Entwicklungsländern zu verbessern, wirken wir gleichzeitig der Bevölkerungsexplosion entgegen. Lehrt uns doch unsere eigene Geschichte, dass sich die Geburtenrate in den jetzigen Industrieländern erst in der Folge der industriellen Revolution und damit unseres wirtschaftlichen Aufstiegs senkte.

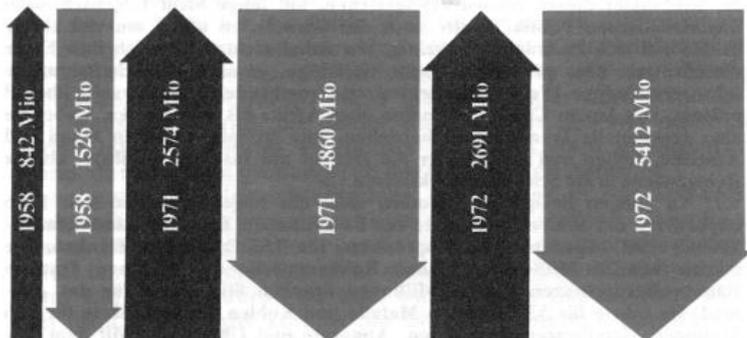
6

Warum müssen denn wir Schweizer Entwicklungszusammenarbeit leisten? Da wir nie Kolonien besessen haben, sind wir für den Entwicklungsstand dieser Länder nicht verantwortlich. Ist es nicht ausschliesslich Aufgabe der ehemaligen Kolonialmächte, den Entwicklungsländern beizustehen?

Stellen wir uns vor, wir wohnen in einem grossen Mehrfamilienhaus und seien, aus welchen Gründen immer, gezwungen, in wirtschaftlicher Selbstversorgung zu leben. Alle Wohnungen, kleine und grosse, komfortable und armselige, sind belegt, einzelne sogar überbelegt. Die vorhandenen Vorräte, Nahrungsmittel und Energiequellen, müssen für alle Hausbewohner reichen und sind nicht unbeschränkt. – Wenn nun in einer Familie die Kinder eines Tages die Leitung des Haushaltes übernehmen, weil nach ihrer Meinung die Eltern schlecht wirtschaften, so wird dieses Ereignis die andern Haushalte beeinflussen. Und wenn einer der vermögenden Haushalte in Saus und Braus lebt, während viele der bedürftigen Familien am Hungertuche nagen, so wird dies zu Recht deren Widerspruch hervorrufen. – Man könnte die Beispiele beliebig weiterführen. Doch dies mag genügen, um zu zeigen, dass in einem solchen Wohnhaus ein friedliches Zusammenleben nur möglich ist, wenn jede Familie auf die andern Rücksicht nimmt.

Unsere Welt kann mit einem solchen Mehrfamilienhaus verglichen werden, in dem wir eingeschlossen und in dem die Vorräte nicht in unbeschränkten Mengen vorhanden sind. Die Verhältnisse sind – vor allem wirtschaftlich – in der heutigen Welt so eng mit- und ineinander verflochten, dass es uns, selbst wenn wir wollten, gar nicht mehr möglich wäre, abseits zu stehen und uns nur um unsere Schweizer «Wohnung» zu kümmern.

Ein Staatsstreich in Lateinamerika, eine Missernte in Asien, soziale Umwälzungen in Afrika – solche Ereignisse, scheinbar weit weg, können uns sehr spürbar treffen. In irgendeiner Weise – nicht zuletzt wirtschaftlich – wirken sie sich über kurz oder lang auf unsere inneren Verhältnisse aus. Und umgekehrt werden politische oder wirtschaftliche Massnahmen, die wir bei uns und scheinbar nur für uns treffen, auch die andern Länder berühren und können wiederum auf uns zurückschlagen.



ENTWICKLUNGSLÄNDER

Der Handel der Schweiz mit der Dritten Welt:

In 15 Jahren hat sich im Warenaustausch mit der Dritten Welt das Saldo zugunsten der schweizerischen Handelsbilanz praktisch vervierfacht.

Es liegt also, langfristig gesehen, durchaus in unserem eigenen Interesse, bei unserem Tun auch an das Wohl der Mitmenschen ausserhalb unserer Landesgrenzen zu denken und, wo immer wir können, zur Verbesserung der Lebensbedingungen unserer Mitbewohner auf dieser Erde tatkräftig beizutragen. Entwicklungszusammenarbeit ist ein Weg dazu.

In dieser Art, die Solidarität zu üben, haben wir in unserem eigenen Lande schon einige Erfahrung sammeln können. So tragen die wirtschaftlich starken Kantone durch den interkantonalen Finanzausgleich an die Ausgaben der wirtschaftlich schwachen Stände bei; so werden aus allgemeinen Bundesgeldern die benachteiligten Gebiete unseres Landes unterstützt. Hier fragen wir uns auch nicht, ob denn der Zürcher oder der Basler dafür verantwortlich ist, dass es dem Bündner oder dem Walliser wirtschaftlich weniger gut geht.

Was die Kolonien betrifft, so ist es zwar richtig, dass wir keine solchen besessen haben. Aber wir haben aus den Verhältnissen, wie sie durch die Politik der ehemaligen Kolonialmächte entstanden waren, nicht unbedeutenden Nutzen gezogen, manchmal sogar ohne Risiko und Nachteile mitzutragen, die die Kolonialmächte in Kauf nehmen mussten. Die vorgenommene Arbeitsteilung berücksichtigte in erster Linie die Interessen der Industrieländer und war infolgedessen ungerecht: die Kolonien hatten die Rohstoffe möglichst billig und in genügender Menge zu liefern, während sich die Kolonialmächte die Herstellung und den Verkauf der Fertigprodukte vorbehielten. Diese Situation kam und kommt eindeutig auch uns zugute. Wir haben also auf internationaler Ebene von einem Austauschsystem profitiert, das im Interesse der Kolonial- und Industrieländer geschaffen worden war.

Mindestens wirtschaftlich standen wir, auch ohne eigene Kolonien, eindeutig auf der Seite der Industrieländer, die oft auch Kolonialmächte waren. Wie für diese, ist die Entwicklungszusammenarbeit insofern auch für uns eine Pflicht.

Ohne Kolonien, aber...

«... Im Kampf um Absatzmärkte, durch die Überproduktion und die nationalen Rivalitäten bedingt, überschwemmten die europäischen, später auch die amerikanischen Industrien die aussereuropäischen Länder mit ihren billigen Waren, nicht nur die Kolonien, sondern auch Länder wie China. Sie forderten sie damit zum Kampf um ihre wirtschaftliche Existenz heraus – Japan! – oder zerstörten das einheimische Gewerbe, aus dem sich allmählich eine Industrie nach schweizerischem Muster aus Textilien und Handwerk hätte entwickeln können und das man heute mit Entwicklungshilfe mühsam wieder zu beleben sucht.

Im Kielwasser dieser vorerst erfolgreichen, auf lange Sicht folgensweren imperialistischen Politik segelte auch die Schweiz, zu klein, um viel aktive Schuld auf sich zu laden, zu tüchtig, um dabei nicht erfolgreich ihre Ernte einzubringen. Das geschah auf sehr vielfältige, je nach Wirtschaftsbranche sehr verschiedene Weise. Die Schweizer Grosshandelsfirmen waren überall präsent, von Japan, China und Indien über Afrika bis Südamerika, wobei sie aber grossenteils Transithandel betrieben, zum Beispiel zwischen Japan und Amerika, Indien und Afrika, der die Heimat nur insofern berührte, als die Reingewinne in die Schweiz zurückflossen...»

«... An einigen Beispielen erläutert, sieht das folgendermassen aus: 1886 importierte die Schweiz Rohseide für 84 Millionen Franken (ohne Transithandel) und exportierte Seidenprodukte für 151 Millionen Franken. Sie machte aus 26 Millionen Franken Rohbaumwolle 69 Millionen Franken Baumwollexportwaren und 91 Millionen Franken Stickereien für das Ausland. Sie führte für 33 Millionen Metalle und Kohlen ein und führte für 106 Millionen Metallwaren, Maschinen, Apparate und Uhren aus. Mit dem Gewinn zahlte sie den Einfuhrüberschuss von Nahrungs- und Genussmitteln (189 Millionen) und sonstigen Gütern (134 Millionen), u. a. ausländische Seidenstoffe, Baumwollkleider, Wollwaren, Maschinen, Apparate und Metallfabrikate und sogar ausländische Uhren für fünf Millionen...»

Lorenz STUCKI: «Das heimliche Imperium»
Scherz Verlag, Bern und München

7

Es ist zum mindesten erstaunlich zu vernehmen, dass man Millionen von Franken ins Ausland verschenkt, wenn im gleichen Atemzug die Rede davon ist, man müsse in der Schweiz den Nationalstrassenbau verlangsamen, weil kein Geld mehr vorhanden sei. Hat denn der Bundesrat nicht genug Gelegenheit, in unserem eigenen Land Entwicklungshilfe zu leisten? Könnte man nicht mehr Mittel zum Bau von Alterssiedlungen zur Verfügung stellen? Sind nicht auch unsere Bergbauern auf Hilfe angewiesen?

Es ist eine Tatsache, dass es in der Schweiz noch Bevölkerungsgruppen gibt, die wirtschaftlich schwach sind. Der Bund unternimmt schon seit geraumer Zeit grosse Anstrengungen, um diese Ungleichheiten zu reduzieren. Man denke zum Beispiel an die Einrichtung und an die kürzliche Verbesserung der Alters- und Hinterlassenenversicherung, oder daran, wie auf Bundesebene die stark benachteiligten Kantone durch Vermittlung des Bundes und dank dem sogenannten Finanzausgleichssystem an den Steuereinnahmen der «reichen» Kantone Anteil haben. Ausserdem leistet der Bund Beiträge an die Volksschichten unseres Landes, die wirtschaftlich weniger begünstigt sind. Um dabei nur von den Bergbauern zu sprechen: im Augenblick, da diese Broschüre erscheint, sieht ein Gesetzesentwurf, den der Bundesrat veröffentlicht hat, die Gewährung von namhaften jährlichen Darlehen zugunsten der Entwicklung der Landwirtschaft, des Fremdenverkehrs, des Handwerks, der Infrastruktur usw. in den Berggebieten vor. Im übrigen beläuft sich der Bundesbeitrag an unsere Landwirtschaft jährlich auf ungefähr 700 Millionen Franken*. Dabei handelt es sich nur um eine der Massnahmen, die zugunsten eines bestimmten Wirtschaftssektors getroffen werden. Trotz allem muss man wohl zugeben, dass auch hier noch nicht alles zum Besten steht.

Jedoch: sollten wir warten, bis wir in unserem eigenen Land absolut vollkommene Zustände erreicht haben, bevor wir uns um die andern kümmern? Das wäre überheblich und gefährlich! Welches Ansehen, welche Glaubwürdigkeit würde bei den andern Ländern der Weltgemeinschaft nämlich eine Schweiz geniessen, die es dank ihrer hartnäckigen Selbstsucht fertiggebracht hätte, ein kleines Wunderland sozialen Fortschrittes zu werden inmitten einer Welt, in der die Ungleichheiten zusehends schlimmer werden?

Dieselbe Frage stellt sich auch in allen anderen als reich bezeichneten Ländern. Das hat diese Staaten, die nicht in allen Fällen so begütet sind wie wir, aber nicht davon abgehalten, sich an der Hilfe für die Dritte Welt zu beteiligen. Dabei waren sie oft grosszügiger als wir. Und wenn wir auch durchaus an die Lage Notleidender und Hilfsbedürftiger in unserem Lande zuerst denken mögen, so muss man doch klar darauf hinweisen, dass die Armut, die leider da und dort bei uns noch zu finden ist, in keinerlei Verhältnis steht mit dem unsagbaren Elend, das in einem grossen Teil der Dritten Welt herrscht.

Wenn es in den Industrieländern, und sogar in der Schweiz, noch vorkommen kann, dass Leute Hungers sterben, dann liegt das an Unzulänglichkeiten, vor denen kein Gesellschaftssystem gefeit ist. Im allgemeinen sieht die Armut in einem besitzenden Land wie dem unseren so aus, dass ein gewisses Wohlbefinden fehlt. Jedenfalls könnte die Situation unserer Bergbauern diese halbe Milliarde Menschen, die nicht wissen, wovon sie sich morgen ernähren sollen, vor Neid erblassen lassen. Die Dritte Welt macht – das darf man nicht vergessen! – ganz allein ungefähr 70% der Weltbevölkerung aus. Auf der einen Seite steht

* Zum Vergleich: die Leistungen der Schweiz zugunsten der Entwicklungszusammenarbeit (öffentliche Leistungen zu Vorzugsbedingungen) betragen im Jahre 1972 248 Millionen Franken.

also eine Minderheit, die zuweilen folgeschweren Versäumnissen zum Opfer fällt, und auf der andern Seite eine unendliche Mehrheit, die gezwungenermassen schweigt. Man kann sehr wohl an die erste denken, ohne deswegen die zweite zu vergessen.

Denn sozialer Fortschritt ist unteilbar. Er kann nicht den einen zugute kommen und die andern vernachlässigen, ohne dass es für alle gefährlich wird. Unsere Gesellschaft hat durch die Jahrhunderte den Weg von der Familie zur Gemeinde, von der Gemeinde zum Kanton, vom Kanton zum Bund zurückgelegt, indem sie sich vervollkommnet und begriffen hat, wie sinnvoll und nützlich Solidarität ist.

Sollten wir nun auf dem Weg zur Solidarität plötzlich an diesem Punkt stehenbleiben und uns weigern, den Schritt von der Eidgenossenschaft zur Weltgemeinschaft zu vollziehen?



1971 erschien in PARTNERSCHAFT (Bulletin von Helvetas, Schweizer Aufbauwerk für Entwicklungsländer) ein Vergleich zwischen der Situation eines westkamerunischen Dorfes (Mouabong, zirka 500 Einwohner) und derjenigen eines Schweizer Dorfes (Elm, Kanton Glarus, 796 Einwohner).

Die zwei Ortschaften haben miteinander gemeinsam, dass sie Bergdörfer sind und eine mehrheitlich landwirtschaftliche Bevölkerung haben (Elm 57%; Mouabong 95%).

Damit erschöpft sich eigentlich der Vergleich. Denn Elm steht mit einem durchschnittlichen Einkommen von Fr. 3500.-* weit unter dem schweizerischen Durchschnitt (Fr. 11 500.-*), Mouabong dagegen nimmt mit Fr. 350.-* eine leicht bevorzugte Stellung ein im Vergleich zum kamerunischen Durchschnitt (Fr. 340.-*).

Eines der wichtigsten Probleme von Elm ist gegenwärtig die Verbesserung der Wasserversorgung (jeder vierte Einwohner hat kein fließendes Wasser im Haus); bei dessen Lösung wird diese Gemeinde auf die gemeinsame Unterstützung durch den Bund und den Kanton Glarus zählen können, während sie nur 20% der Kosten selber tragen muss. Auch die Gemeinde Mouabong muss das lebenswichtige Problem des Wassers lösen; sie kann dagegen nur auf die ausländische Hilfe – in diesem Fall diejenige von Helvetas – zählen, denn sie hat keine eigenen finanziellen Mittel, und auch diejenigen der kamerunischen Regierung sind fast gleich Null. Dabei geht es wohlverstanden nicht darum, das Wasser in jedes Haus zu führen, sondern bloss darum, öffentliche Brunnen zu errichten.

In Elm hat es eine Primarschule, während die Sekundarschule 6 km und die Berufsschule 21 km weit weg sind. In Mouabong gibt es seit wenigen Jahren eine Primarschule, die von 80% der Kinder besucht wird, und die Schuldauer variiert zwischen 3 und 6 Jahren. Die am nächsten gelegene Sekundarschule ist zwei Tagesmärsche weit entfernt.

Elm hat eine Post, Telegraf und Telefon; das Fernsehen ist dort weit verbreitet. Mouabong kennt nichts von alledem; immerhin besitzen 10% der Einwohner ein Transistorradio.

In Elm leben ungefähr 35 Personen mit über 80 Jahren. Die zwei ältesten Bewohner von Mouabong dagegen sind zwischen 66 und 70 Jahre alt.

Zusammenfassend: der Fall Mouabong ist für Kamerun (ein unterentwickeltes Land unter vielen) die Regel. Der Fall Elm (in mancher Beziehung typisch für Berggebiete) ist trotz allem für die Schweiz eine Ausnahme. Elm, das auf die Gesundheit, die Bildung und die Information seiner Bewohner, auf die wirtschaftlichen und technischen Hilfsquellen des ganzen Landes bauen kann, verändert sich von Jahr zu Jahr. Elm kann also auf eine bessere Zukunft hoffen. Mouabong dagegen, das sich seit Jahrzehnten mit denselben Problemen herumschlägt, kommt wirtschaftlich nicht vom Fleck. Und da es sich nicht auf die ohnehin spärlichen Hilfsquellen Kameruns stützen kann, wird es sich nur entwickeln können, wenn es von aussen den notwendigen Anstoss erhält.

* Zahlen von 1970.

Kann der Bund wirklich wirksam zur Verbesserung der Lebensbedingungen in Entwicklungsländern beitragen?

Die Entwicklungszusammenarbeit, wie sie vom Bund geleistet wird, besteht aus drei wesentlichen Elementen: der technischen Zusammenarbeit, der Finanzhilfe, den handelspolitischen Massnahmen.

Diese drei Formen ergänzen sich. Sie haben dasselbe Ziel, nämlich die Anstrengungen der Entwicklungsländer zu unterstützen, damit die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Leute in der Dritten Welt menschenwürdiger gestaltet und dadurch besser ausgewogene Verhältnisse innerhalb der Volkergemeinschaft erreicht werden. Denn es geht, wie man weiss, um das Interesse aller, der reichen wie der armen Länder. Es geht also auch um das Interesse der Schweiz. Doch diese Frage wird an einer anderen Stelle in dieser Broschüre ausführlich behandelt.

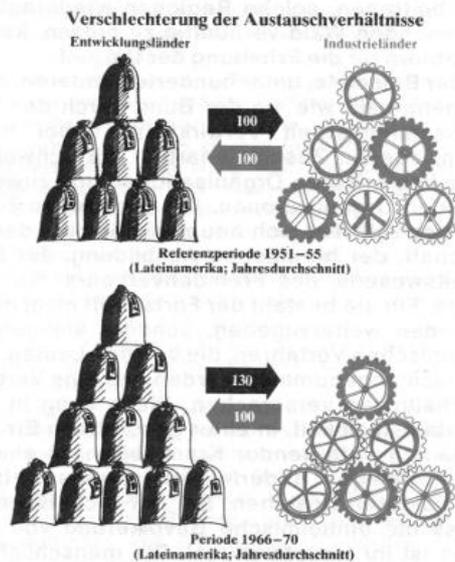
Eine der grundlegenden Ursachen der Unterentwicklung liegt im Fehlen von Kenntnissen, und dies auf allen Gebieten. Ohne uns nachahmen zu wollen, müssen manche Entwicklungsländer trotzdem zum Beispiel gewisse unserer Produktionsverfahren kennen lernen und sich mit den Zusammenhängen des internationalen Warenaustausches vertraut machen, damit sie mit uns Handel treiben können.

Sie brauchen also in grosser Zahl qualifizierte Arbeiter, Fachleute für leitende Posten auf mittlerer Stufe und Volkswirtschaftler. Wir können ihnen helfen, indem wir solche ausbilden. Die Landwirtschaft wird in den Entwicklungsländern meistens noch mit altertümlichen Methoden betrieben. In gewissen Gegenden Afrikas beackern die Bauern den Boden noch mit der Hacke. Indem wir ihnen die Feldarbeit mit dem Ochsenzug beibringen, können sie den Ertrag ihrer Felder erhöhen und gewöhnen sich allmählich an die Idee des Fortschritts. Die Waldreserven unzähliger Länder der Dritten Welt sind zerstört worden, ohne dass man an die Zukunft gedacht hätte. Indem wir, in Tunesien oder in Rwanda, dazu beitragen, solche Regionen wiederaufzuforsten, den noch bestehenden Wald vernünftig zu nutzen, kämpfen wir mit unseren Partnern für die Erhaltung der Umwelt.

Das sind ein paar Beispiele, unter hunderten anderen, der technischen Zusammenarbeit, wie sie der Bund durch den Dienst für technische Zusammenarbeit verwirklicht; dabei handelt er entweder allein, oder in Zusammenarbeit mit schweizerischen oder ausländischen privaten Organisationen und zuweilen auch mit internationalen Organisationen. Die technische Zusammenarbeit des Bundes vollzieht sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Landwirtschaft, der beruflichen Ausbildung, der Erziehung, des Gesundheitswesens, des Fremdenverkehrs. Sie vermeidet Prestigeprojekte. Für sie besteht der Fortschritt nicht darin, überzüchtete Methoden weiterzugeben, sondern vielmehr im Vermitteln von technischen Verfahren, die von den Leuten, für die sie gedacht sind, auch angenommen werden und eine Verbesserung der Lebensverhältnisse versprechen. Diese kann in der Überwindung der Arbeitslosigkeit, in einer gesünderen Ernährung, in der Abwehr ständig auftretender Krankheiten, in einem Unterrecht, der den jeweiligen Bedürfnissen angepasst ist, und in vielen andern Faktoren bestehen. Bei der technischen Zusammenarbeit muss die einheimische Bevölkerung voll daran beteiligt sein. Das ist ihr Hauptmerkmal. Die menschliche Zusammenarbeit setzt in den meisten Fällen auch das aktive Mitwirken der jeweiligen Regierungen voraus. Sie können sich finanziell daran beteiligen, sie können aber auch beispielsweise Grundstücke oder Personal zur Verfügung stellen.

Um sich auf einer sicheren Grundlage zu entwickeln, sollten die Länder der Dritten Welt ungeheure Investitionen auf allen Gebie-

ten (Erziehung, Strassennetz, Hygiene, usw.) vornehmen können. Nun stellt man aber fest, dass die Kapitalbildung in diesen Ländern ungenügend ist, damit alle diese Aufgaben wahrgenommen werden können. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass fast keine Sparrücklagen möglich sind. Hinzu kommt die Tatsache, dass die Entwicklungsländer für viele Investitionen in Devisen bezahlen müssen. Diese aber fehlen meistens den betreffenden Ländern, weil sie ihre Produkte nur mit Mühe exportieren können und weil sie ausserdem Konsumgüter einführen müssen. Diese Situation gilt für die Mehrheit der Länder der Dritten Welt, wenn man von denjenigen absieht, die dank ihren Erdölvorräten eine relativ bevorzugte Stellung geniessen. Die Entwicklungsländer können natürlich auch privates Kapital suchen. Aber dieses fliesst mit Vorliebe in die weniger benachteiligten Länder der Dritten Welt, und zwar aus folgendem Grund: die Möglichkeiten des Marktes hängen im allgemeinen vom Reichtum eines Landes und von dessen politischer Stabilität ab. Wer nun Stabilität sagt, sagt auch Sicherheit. Die Finanzhilfe, die von fast allen Industrieländern – unter ihnen auch von der Schweiz – gewährt wird, soll also vor allem solchen Ungleichheiten in der Verteilung des Kapitals teilweise abhelfen. Sie besteht aus Geschenken oder Darlehen zu Vorzugsbedingungen, mit denen Vorhaben verwirklicht werden können, die mittelfristig gewöhnlich zu wenig Gewinn abwerfen, um das private Kapital zu interessieren: Bau von Strassen, von Schulen, von Spitälern usw. Sie kann auch mit einem Projekt technischer Zusammenarbeit verknüpft werden. Ein Beispiel mag zeigen, wie diese zwei Formen der Zusammenarbeit einander ergänzen können. Wenn ein Land seine touristischen Möglichkeiten nicht ausnützen kann, weil ihm die spezialisierten Arbeitskräfte fehlen, so erscheint es als sinnvoll, dort eine Hotelfachschule zu schaffen. Bei einem solchen Projekt kann die technische Zusammenarbeit die Fachlehrer stellen, die Finanzhilfe dagegen ermöglicht den Bau der Gebäude, während das betreffende Land seinerseits beispielsweise das Bauland und das Personal zur Verfügung stellen wird.



Zwischen der Referenzperiode 1951–55 und der Periode 1966–70 hat die Kaufkraft der Exporterlöse der lateinamerikanischen Länder auf den Märkten der Industrieländer um 23% abgenommen.

Die Folge davon: um gleich viel Waren wie 1951–55 zu kaufen, mussten die Länder Lateinamerikas 1966–70 130 Einheiten statt 100 produzieren.

Quelle: CEPAL: Estudio economico de America latina, 1971 (P-72-6-1212)

Die handelspolitischen Massnahmen schliesslich sind die dritte – aber gewiss nicht die unbedeutendste – Möglichkeit, um die Situation der Entwicklungsländer zu verbessern. Das Dilemma ist einfach, wie wir gesehen haben: ohne Ausfuhr keine Devisen, ohne Kapital keine Entwicklung. Die Finanzhilfe und die Investitionen der Privatwirtschaft können diese Lücke nur teilweise oder ungleichmässig füllen.

Nun exportiert die Mehrheit der Entwicklungsländer nur eine beschränkte Anzahl von Produkten, manchmal sogar ein einziges. Zudem sind es gewöhnlich landwirtschaftliche Rohstoffe wie Kakao, Baumwolle, Kaffee, Erdnüsse, oder Erze wie Zinn und Kupfer. Hier liegt der Kern des Problems. Die Preise dieser Produkte sind tatsächlich in keiner Weise ebenso stark angestiegen wie diejenigen der Fertigprodukte, die von den Industrieländern ausgeführt werden (siehe Illustration). Ausserdem: wenn zum Beispiel plötzlich eine Überproduktion von Baumwolle entsteht, so fallen die Preise dieses Produktes ebenso schnell. Sie steigen dagegen nicht unbedingt, wenn die Baumwollernte eher bescheiden ausfällt. Dies nennt man die Verschlechterung der Austauschverhältnisse. Um nun diese verkehrte Entwicklung einzudämmen, haben Industrie- und Entwicklungsländer Abkommen geschlossen, damit vor allem die Preise gewisser Rohstoffe stabilisiert werden. Die Schweiz ist den Abkommen über das Getreide und über den Kaffee beigetreten und wird zweifellos auch dasjenige über den Kakao ratifizieren.

Allerdings nützt es nichts, dass ein Land seinen Export fördert, indem es zum Beispiel die äussere Aufmachung seiner Produkte schöner gestaltet, wenn diese dann wegen der Zollschranken, die die Industrieländer errichtet haben, nicht auf die kaufkräftigen Märkte gelangen können. Die Schweiz hat, zusammen mit andern Ländern, auch in dieser Beziehung Massnahmen ergriffen und ein System allgemeiner Zollerleichterungen zugunsten der Entwicklungsländer eingerichtet.

Dies sind die ersten noch vorsichtigen, aber trotzdem aussichtsvollen Schritte zu einer harmonischen Gestaltung des internationalen Warenaustausches. Davon hängt in erster Linie die Zukunft aller Entwicklungsländer ab.

Eine rwandische Genossenschaft namens TRAFIPRO

TRAFIPRO (TRAVail, Fidélité, PROgrès) – Name und Motto einer Genossenschaft in Rwanda, die sich über das ganze Land erstreckt, und die der Dienst für technische Zusammenarbeit seit 1963 unterstützt, indem er ihr Kredite für Bauten und Einrichtungen gewährt und vor allem Entwicklungshelfer zur Verfügung stellt.

Trafipro kauft dem Bauern, der meistens Mitglied der Genossenschaft ist, den Kaffee und andere Produkte zu einträglichen Preisen ab und gibt ihm dadurch einen Anreiz, seine Produktion zu erhöhen. Sie verkauft ihm preisgünstige Konsumgüter (z.B. Mehl, Zucker, Salz, Seife, Stoffe, Dünger), landwirtschaftliche Geräte und Dinge des täglichen Gebrauchs. Der Bauer ist somit sicher, für seine Arbeit einen angemessenen Gegenwert zu erhalten.

Trafipro beschäftigt rund 400 ständige Angestellte. Sie werden von den Abteilungsleitern für ihre jeweilige Aufgabe in der Genossenschaft aus- und weitergebildet: z.B. in Management, Betriebsführung, Buchhaltung, Einkauf, Verkauf, Personalprobleme, Führen einer Autowerkstätte. So werden die Mitarbeiter allmählich die Geschicke der Genossenschaft ganz in die eigenen Hände nehmen können. Trafipro ist auch für die Mitglieder, die Bauern, eine gute «Schule». Durch die Genossenschaft lernen sie die Regeln der Marktwirtschaft kennen, werden aus der Selbstversorgung herausgelöst und in die Wirtschaft ihres Landes integriert.

Trafipro ist, mit über 15 Millionen Schweizer Franken Geschäftsumsatz, nicht nur die grösste Genossenschaft Rwandas, sondern gleichzeitig auch eines der bedeutendsten Handelsunternehmen des Landes. Das kommt vor allem beim Kaffee-Export zum Ausdruck: Trafipro kauft von über 70 000 Klein- und Kleinstbauern jährlich rund 5000 Tonnen Kaffee auf, was etwa einen Viertel der gesamten Kaffeeproduktion Rwandas darstellt. Der Kaffee wird dann durch Trafipro exportiert, und zwar in die Industrieländer.

9

Sind die paar Millionen Franken, die der Bund für die Entwicklungszusammenarbeit ausgibt, mehr als bloss ein Tropfen Wasser auf einen heissen Stein?

Die Schweiz ist nicht allein.

Unsere Entwicklungszusammenarbeit vereinigt sich mit derjenigen anderer Industrieländer, internationaler Institutionen, privater Organisationen.

Vor allem ergänzt sie die Anstrengungen, die die Entwicklungsländer selber unternehmen.

Richtig koordiniert, kann Hilfe, auch wenn sie bescheiden ist, auf diese Art entscheidende Auswirkungen haben. Ausserdem dient sie oft als Vorbild. Eine fünfmal höhere Milchleistung im Zeitraum von einigen Jahren in der Gegend von Kerala; Olivenbäume, die in Bolivien auf Böden gedeihen, die man für unfruchtbar hielt; dahomeische Bauern, die in ihrer eigenen Sprache lesen und schreiben lernen; diese Beispiele zeigen allen, die davon erfahren – und glücklicherweise verbreiten sich Nachrichten dieser Art schnell! –, dass Fortschritt möglich ist, dass es Zeit ist, wieder mit Zuversicht in die Zukunft zu schauen.

Die Entwicklungszusammenarbeit kann also nicht ausschliesslich mit Zahlen bewertet werden, um so weniger als sie bei den Entwicklungshelfern wie bei ihren Partnern eine Änderung der Geisteshaltung hervorruft, die zu einer besseren internationalen Verständigung führt.

Und überhaupt: Ihre eigenen Steuern, so schwer Sie auch daran tragen mögen, bedeuten sie, wenn man sich's überlegt, im Haushalt des Bundes mehr als einen Tropfen Wasser?

Es besteht, auf internationaler wie auf nationaler Ebene, eine Pflicht zur Solidarität für alle Länder, die aus den Reichtümern der Welt Nutzen ziehen. Die Schweiz könnte gewiss mehr, vielleicht manches besser tun. Aber sie macht bereits einiges, und dies in Ihrem Namen. Dadurch kann sie sich solidarisch fühlen mit den Ländern, die – wie sie selbst – wünschen, dass sich in der Welt etwas verändert zum Vorteil aller Erdenbewohner.

Kleine Aktion mit grosser Ausstrahlungskraft



Gestern:

Der Dienst für technische Zusammenarbeit verwendete rund 1,2 Millionen Franken für eine Entwicklungsaktion im Valle de Santa Eulalia in Peru.

Während fünf Jahren widmeten sich zwei schweizerische Fachleute und ihre

peruanischen Kollegen der Aufgabe, die Rindviehzucht zu verbessern und eine genügende Futtergrundlage zu schaffen. Das Ausbildungszentrum von Opica wurde errichtet. Von hier aus dehnte das Projekt seinen Einfluss auf die 10 Dörfer des Hochtales aus. Die peruanischen Kursbesucher, die an das Zentrum kamen, erhielten eine beschleunigte Ausbildung auf drei miteinander verwandten Gebieten: Futterbau, Viehzucht und Herstellung von halbweichem Käse.

Die Aktion beschränkte sich also schweizerischerseits auf den Einsatz von zwei Entwicklungshelfern und auf den Kauf von Vieh und Arbeitsausrüstungen.

Heute:

Die heutigen Resultate zeigen, welche Ausstrahlungskraft diese Aktion gehabt hat.

Nehmen wir zum Beispiel nur die Herstellung von Käse: die Dörfer San Pedro de Casta, Huachupampa, Vicas und Iris haben ihre eigene Käserei gebaut. Der jährliche Umsatz dieser vier Käsereien beträgt mehr als 280 000 Franken, und jede Woche werden mehr als 9 t Käse auf den Markt von Lima befördert.

Die Aktion hat zudem auf Gemeindeebene die Bildung von drei Dienstleistungsgenossenschaften ermöglicht, an denen direkt oder indirekt eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Einwohnern Anteil hat. Und noch mehr: die Entwicklungsaktion im Valle de Santa Eulalia ist heute Ausgangspunkt für ein weites nationales Projekt mit dem Ziel, in drei Regionen Perus die Herstellung von Käse einheitlicher Qualität zu verbreiten.

10

Warum arbeiten wir, trotz der häufig geäusserten Kritik, mit den internationalen Organisationen zusammen, statt unseren Beitrag an die Entwicklung ausschliesslich über unsere staatlichen und privaten Organisationen zu leiten?

Mächtige Gebäude, hinter denen man, nicht ganz zu Unrecht, einen schwerfälligen, kostspieligen Verwaltungsapparat vermutet; grossangelegte Konferenzen, an denen tage-, ja wochenlang debattiert wird und deren Ergebnisse einem eher mager erscheinen. Das sind, um nur diese zu nennen, zwei wohlbekannte, typische Gesichter der internationalen Organisationen. Sie fordern unsere zum Teil sicher berechtigte Kritik heraus.

Warum sollten wir aber diese Institutionen allein an ihren negativen Aspekten, die meistens auffällig, ja spektakulär in Erscheinung treten, messen? Sollten wir sie nicht vielmehr nach ihren echten Leistungen beurteilen, die sie gewöhnlich ohne Aufsehen, sozusagen im Stillen vollbringen, und nach den Vorteilen, die sie ihren Mitgliedern bieten?

Sehen wir uns dies zunächst von unserem Lande aus an:

Es gibt weltweite Probleme (z.B. die Nutzung der Stratosphäre und der Meere, den Einsatz von Satelliten, die internationalen Transporte, die Umweltverschmutzung), die alle Länder angehen, also auch die Schweiz, und die deshalb nur in internationalen Gremien eine alle befriedigende Lösung finden können.

Bei unserer Mitarbeit in den internationalen Organisationen geht es also einmal um die eigenen Anliegen, die unser Land auf weltweiter Ebene zu vertreten hat. Die meisten internationalen Organisationen (z.B. ILO, FAO, UNCTAD, UNESCO, UNIDO, WHO) befassen sich ja nicht ausschliesslich mit den Problemen der Entwicklungsländer. Auch die Interessen unseres Landes werden hier berührt, und unsere Behörden müssen diese verteidigen. Wäre es nun nicht unfair, von den andern Mitgliedern (Industrie- und Entwicklungsländer) Berücksichtigung unserer schweizerischen Anliegen zu verlangen, ohne unsererseits auf die ebenso berechtigten Bedürfnisse der andern Partner Rücksicht zu nehmen?

Was die Entwicklungszusammenarbeit im besonderen betrifft, sprechen zudem folgende gewichtige Gründe für unsere Mitarbeit in den internationalen Organisationen:

- Unser Land arbeitet heute mit etwas mehr als 25 Entwicklungsländern eng zusammen. Mehr als drei Viertel der armen Länder würden also, was unseren Beitrag an die Entwicklungszusammenarbeit angeht, leer ausgehen. Durch unsere personelle und finanzielle Mitwirkung bei den internationalen Organisationen dagegen können wir auch sie, wenn auch nicht in gleichem Masse, in ihrer Entwicklung unterstützen.
- Die internationalen Organisationen tragen zur Koordination der Entwicklungszusammenarbeit aller Länder bei, so dass sinnlose Doppelspurigkeiten vermieden werden und die eingesetzten Mittel grössere Wirkung erzielen. Eine wichtige Rolle spielt in dieser Beziehung namentlich das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP).
- Es gibt zudem Entwicklungsprojekte, die nur von mehreren Ländern gemeinsam durchgeführt werden können, sei es, weil sie gewaltige Geldmittel erfordern oder weil sie ganz spezialisierte Kenntnisse voraussetzen. Hier leistet die geeignete internationale Organisation nützliche Arbeit, und unser Land, das allein ein solches Entwicklungsprojekt nicht realisieren könnte, trägt durch seinen Beitrag an die betreffende Institution zu dessen Entstehung bei.
- Internationale Organisationen sind Orte der Auseinandersetzung und der Information. Die Partner aus Entwicklungs- und Industrieländern treffen sich hier, die Möglichkeiten und Be-

dürfnisse beider werden einander gegenübergestellt, gemeinsam wird nach dem für alle annehmbaren Kompromiss gesucht. So lernen die Partner, einander zu verstehen, aufeinander Rücksicht zu nehmen, miteinander zu leben.

- Die Fachleute, die unser Land den internationalen Organisationen zur Verfügung stellt, sei es für die Verwaltungstätigkeit oder für die Arbeit im Feld, machen dort Erfahrungen, die unserer Entwicklungszusammenarbeit von Staat zu Staat zustatten kommen. Viele schweizerische Fachleute könnten zudem ihre Kenntnisse gar nicht in den Dienst der Entwicklungszusammenarbeit stellen, da wir auf ihrem Fachgebiet gar nicht tätig sind. In den spezialisierten internationalen Organisationen dagegen können sie ihre Fähigkeiten nützlich einsetzen.

Für die Entwicklungsländer ihrerseits, die auf ihre frisch gewonnene politische Unabhängigkeit bedacht sein müssen, ist es verständlicherweise nicht immer angenehm, genau zu wissen, von welchen Ländern sie unterstützt werden. «Hilfe» annehmen zu müssen, kann unerträglich demütigend sein, besonders wenn die Hilfeleistung – wie es immer wieder vorkommt – von politischem oder wirtschaftlichem Entgegenkommen seitens des Empfängerlandes abhängig gemacht wird. Die Entwicklungszusammenarbeit durch internationale Organisationen ist für die Entwicklungsländer neutraler, weniger mit politischen Hintergedanken belastet.

Unser Land, das seit jeher seine Unabhängigkeit verteidigt und aufgezwungene Bindungen verabscheut hat, sollte für diese Haltung Verständnis haben.



Da lernt man einander besser kennen und verstehen.

Weshalb das ICRISAT?

Im Oktober 1972 beschloss die Schweiz, dem ICRISAT ein Darlehen von 1 Million Franken zu gewähren. Was ist nun das ICRISAT? Und warum unterstützt die Schweiz diese Organisation?

Auf dieser Welt, ganz besonders in Asien und Afrika, gibt es unermessliche Gebiete, die nicht regelmässig bewässert werden können; diese Regionen befinden sich in der semi-ariden Zone der Tropen.

Bei uns machen Getreidearten wie Sorgho oder Hirse nicht mehr als 5% unserer Ernten aus. Sie werden hauptsächlich als Viehfutter gebraucht. In Afrika und Asien dagegen stellen sie 46%, bzw. 24% der Ernten dar und

sind das wichtigste Nahrungsmittel für mehr als 200 Millionen Einwohner; zu dieser Nahrung kommen verschiedene Erbsensorten hinzu. Das sind die wenigen Nahrungspflanzen, die man in diesen Klimaverhältnissen ziehen kann. Der Ertrag der Ernten erreicht in Afrika 500 kg/ha, in Asien 700 kg/ha, in Nordamerika und in Europa dagegen 3400 kg/ha!

Das Problem ist von weltweitem Interesse. Denn indem man diesen Gebieten ermöglicht, ihren landwirtschaftlichen Ertrag zu erhöhen, wird man vermeiden, in diese Regionen grosse Mengen Nahrungsmittel liefern zu müssen, wie es heute der Fall ist.

Das ICRISAT – International Corps Research Institute for the Semi Arid Tropics – ist eine internationale Organisation mit Sitz in Hyderabad, in Indien. Es gehört zu einer Beratungsgruppe für wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft und wird finanziell von mehreren internationalen und privaten Organisationen, von Banken und verschiedenen Ländern unterstützt. Seine Untersuchungen gelten vor allem den landwirtschaftlichen Problemen der semi-ariden Zone der Tropen; seine Tätigkeit erstreckt sich einerseits auf die Verbesserung einer gewissen Anzahl von Getreidearten, Sorgho und Hirse, sowie der Erbse und der Kichererbse, und andererseits auf die Entwicklung von Musterbetrieben zur Verbesserung der Ernten und der Pachtsysteme; das ICRISAT registriert und verbreitet die durch angewandte Forschungen erhaltenen Resultate.

Es versteht sich von selbst, dass unser Land solche Arbeiten, die von weltweitem menschlichem und wissenschaftlichem Interesse sind, nicht allein finanzieren, ins Werk setzen und koordinieren kann; dagegen kann die Schweiz an diesen Forschungen teilnehmen und so den Fächer ihrer Tätigkeit in der Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern erweitern. Dies ist der Grund, weshalb sie beschlossen hat, dem ICRISAT ein Darlehen zu gewähren.

11

Warum verzichten wir nicht auf die Entwicklungszusammenarbeit und verstärken dafür unsere Hilfe bei Katastrophen, Kriegen und Epidemien?

Die humanitäre Hilfe hat eine lange Vergangenheit in unserem Lande. Die Gründung des Roten Kreuzes durch den Genfer Henri Dunant im Jahre 1864 hebt diese Tradition besonders hervor. Es ehrt das Schweizer Volk, dass es immer wieder bereit ist, den Menschen, die durch Hunger, epidemische Krankheiten, Naturkatastrophen und Kriege in Not geraten sind, tatkräftig helfend beizustehen. Die Bundesbehörden unterstützen diese Hilfsbereitschaft, indem sie die Hilfe des Schweizer Volkes koordinieren und erweitern, damit – zusammen mit den Leistungen anderer helfender Staaten – die Not jeweils rasch und wirksam behoben wird.

Um bei solchen unvermittelt auftretenden schrecklichen Situationen sofort und sinnvoll eingreifen zu können, haben die Bundesbehörden vor kurzem das Hilfskorps für den Einsatz in Katastrophenfällen geschaffen.

Die humanitäre Hilfe ist zweifellos ein Ausdruck unserer Solidarität mit den Mitmenschen, die in Lebensgefahr geraten sind. Nicht weniger ist es jedoch die Entwicklungszusammenarbeit. Denn man kann sich fragen: was nützt es, Menschen vor dem Tod durch Hunger und Durst, vor langsamem, qualvollem Dahinsiechen zu retten, wenn man ihnen nicht ermöglicht, ihre Lebensbedingungen dauerhaft zu verbessern, damit sie nicht über kurz oder lang wieder in eine ähnliche Situation geraten?

Ein chinesisches Sprichwort sagt es so: «Wenn du einem Hungernden einen Fisch gibst, wird er einen Tag lang gesättigt sein, dann aber wieder am Hungertuche nagen. Bringst du ihm dagegen das Fischen bei, wird er seinen Hunger dauernd und allein stillen können!»

Es treten immer wieder, und nicht nur in den Entwicklungsländern, Situationen auf, wo Menschen plötzlich obdachlos werden, dem Hunger ausgeliefert sind, von Epidemien dahingerafft werden. Da heisst es schnell einzugreifen, mit Woldecken, Lebensmitteln, Medikamenten usw. In solchen Augenblicken muss man diesen Menschen natürlich zuerst «einen Fisch geben», da sie sonst sterben würden.

Die Menschen in den Entwicklungsländern müssen jedoch ihren «Hunger dauernd und allein stillen können», und dazu muss man ihnen eben «das Fischen beibringen». Genau das kann die Entwicklungszusammenarbeit fördern. Indem die Leute in den Entwicklungsländern mit unserer Unterstützung lernen, aus ihren Feldern, aus ihrem Vieh, aus ihren Rohstoffen mehr Ertrag zu gewinnen, festigen sie ihre Ernährungsgrundlage und wirtschaftliche Situation und sind dadurch nicht mehr dauernd der Hungergefahr ausgesetzt. Indem sie zusammen mit uns ihre hygienischen Einrichtungen verbessern und für einen leistungsfähigen Gesundheitsdienst sorgen, sind sie den vielfältigen Epidemien, die in den Tropengebieten häufig sind, nicht mehr machtlos ausgeliefert. Indem sie dank der Entwicklungszusammenarbeit ihre technischen Kenntnisse erweitern, können sie ihr Leben wirtschaftlich leichter und aus eigener Kraft meistern. Und sollten sie in eine Notlage geraten, so werden sie ihr nicht mehr ganz hilflos gegenüberstehen.

Kann man also die Entwicklungszusammenarbeit durchaus eng mit der humanitären Hilfe verbunden sehen – vorbeugend oder nachfolgend –, so hat sie doch ihre ureigene Aufgabe, die wahrgenommen werden muss: die Leute in den Entwicklungsländern zu unterstützen, ihre Lebensbedingungen dauerhaft zu verbessern. Sie ist – im Vergleich zur humanitären Hilfe – langwieriger, meistens auch schwieriger, verlangt von beiden Partnern mehr Ausdauer, Verständnisbereitschaft und auch den

Einsatz grösserer Mittel. Und gerade deswegen ist eine grosszügige Entwicklungszusammenarbeit als Zeichen unserer aktiven Solidarität mit den notleidenden Mitmenschen besonders überzeugend!

Wasser aus der Tiefe kann den Monsun ersetzen

Mysore – indischer Gliedstaat im westlichen Hochland, 193890 km², zirka 25 Millionen Einwohner.

In diesem Staat bohrt eine indische Equipe seit 1970 im Auftrag des Delegierten für technische Zusammenarbeit Bewässerungsbrunnen. Durch zwei moderne Bohrgeräte, von der Schweiz zur Verfügung gestellt, entstehen jährlich durchschnittlich 130 Brunnen von zirka 50 m Tiefe. Mit dem so gewonnenen Wasser können 572 ha Land neu bewässert werden.

Der Staat Mysore weist nämlich die zweitgrösste aride oder halbaride Bodenfläche Indiens auf. Sie ergibt in einem fünfjährigen Zyklus unter normalen Umständen eine oder zwei rechte Ernten. Deren Ertrag ernährt die Bevölkerung knapp. Und wenn in einem Jahr der Regen ausfällt, dann müssen die Menschen in den folgenden Jahren hungern, ja Hungers sterben.

Eine dauerhafte Lösung des Ernährungsproblems im Staat Mysore ermöglichen die beträchtlichen Grundwasservorräte, die – nach zuverlässigen Schätzungen und bei vernünftiger Ausbeutung – die Bewässerung einiger hunderttausend ha erlauben. So werden weiterhin Brunnen gebohrt, damit immer weniger Bewohner von Mysore das Ausbleiben des Regens befürchten müssen.



Dass sich dies lohnt, zeigte sich sehr deutlich 1972. In weiten Teilen Indiens blieb der Monsun aus, so auch in Mysore. Der Notstand wurde ausgerufen. Das Trinkwasser versiegte. Der hungernde Mensch ass das Saatgut auf. Die Bauern verkauften ihr Vieh, liessen die ausgetrockneten Felder hinter sich und flohen, soweit die aufgezehrten Kräfte es noch zuliessen, in andere Landstriche.

Es versteht sich von selbst, dass in dieser Notsituation die zwei Bohrgeräte sofort in die Krisengebiete verlegt wurden, deren Bevölkerung unbedingt mit Trinkwasser versorgt werden musste. So konnte das Schlimmste mindestens vorübergehend abgewendet werden.

Nur in den Gegenden, wo bereits seit zwei Jahren Brunnen gebohrt worden waren, brauchten die Menschen nicht zu bangen. Sie verfügten über genügend Wasser, für sich, für das Vieh und für die Felder.

Sollte die Entwicklungszusammenarbeit nicht ausschliesslich Sache der privaten Initiative sein?

Mindestens zwei Gründe sprechen dagegen.

Erstens ist diese Aufgabe heute für den Grossteil der Industrieländer Bestandteil der Aussenpolitik geworden; dies ergibt sich aus der engen gegenseitigen Abhängigkeit zwischen allen Industrie- und Entwicklungsländern. An der Entwicklung mitwirken bedeutet ein Nein zur Schneckenhauspolitik, bedeutet, dass man die gegenwärtige Situation in der Welt zur Kenntnis nimmt, bedeutet, seiner Pflicht zur internationalen Solidarität gerecht werden. Und diese Pflicht erfüllen bedeutet gleichzeitig, an den Arbeiten zahlreicher internationaler Institutionen teilnehmen, in denen nur Staaten vertreten sein können.

Zweitens ist die Aufgabe so gross und so vielfältig, dass die private Initiative allein damit nicht fertig werden könnte.

Übrigens: wenn man von privater Initiative spricht, so meint man mit demselben Wort zwei Dinge, die sich stark voneinander unterscheiden.

Einerseits versteht man darunter die Tätigkeit der privaten Organisationen für Entwicklungszusammenarbeit und andererseits die Investitionen der Privatwirtschaft.

Die gemeinnützigen schweizerischen privaten Organisationen – oft auch Hilfswerke genannt – widmen sich hauptsächlich der technischen Zusammenarbeit, der Gesundheits- und humanitären Hilfe. Was immer die Grossherzigkeit des schweizerischen Volkes ihnen gegenüber sein mag, ihre Möglichkeiten sind relativ beschränkt. Ausserdem können die Hilfswerke im allgemeinen keine Finanzhilfe gewähren, da ihre Mittel dazu nicht ausreichen, und schon gar nicht – das versteht sich von selbst – handelspolitische Massnahmen ergreifen.

Was nun die Investitionen betrifft, die von der schweizerischen Privatwirtschaft in Ländern der Dritten Welt getätigt werden, so haben sie in erster Linie einen finanziellen Gewinn zum Ziel. In vielen Fällen, und vor allem wenn sie den vorrangigen wirtschaftlichen Zielsetzungen des weniger fortgeschrittenen Landes entsprechen, stellen solche Investitionen einen wertvollen Beitrag an die Entwicklung dar.

So werden dadurch unter anderem Arbeitsplätze geschaffen, und die dafür angestellten Arbeitskräfte erhalten eine entsprechende berufliche Ausbildung.

Allerdings investiert die Privatwirtschaft nicht unbedingt in jenen Ländern, die am meisten darauf angewiesen sind. Armut bedeutet eben oft soviel wie Unstabilität.

Zudem tätigt der Privatunternehmer gewöhnlich keine Investitionen, die keinen Gewinn abwerfen oder deren Rentabilität langfristig schwach ist. Es kommt zum Beispiel selten vor, dass die Privatwirtschaft Schulen oder Strassen baut. Nun ist aber gerade die Infrastruktur, wie man dies nennt, genau eines jener Gebiete, wo die Bedürfnisse der Entwicklungsländer am dringendsten sind.

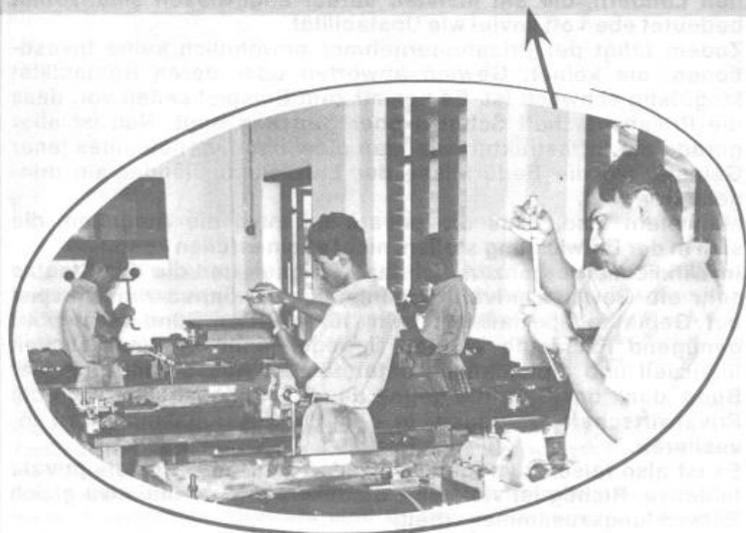
Man sieht also, dass die private Initiative die Aufgaben, die sich in der Entwicklung stellen, nicht allein erfüllen kann.

In Wirklichkeit ergänzen sich ihre Tätigkeit und die des Staates sehr oft. Gewisse private Organisationen können zum Beispiel auf Gebieten spezialisiert sein, für die der Bund nicht über genügend Fachleute verfügt. Dagegen kann er ihre Tätigkeit finanziell und diplomatisch unterstützen. Ausserdem kann der Bund, dank der Garantie gegen das Investitionsrisiko, auch die Privatwirtschaft ermutigen, in den Entwicklungsländern zu investieren.

Es ist also falsch zu sagen: entweder der Staat oder die private Initiative. Richtig ist vielmehr: Staat und private Initiative gleich Entwicklungszusammenarbeit!

Einige Beispiele von Zusammenarbeit zwischen schweizerischen privaten Hilfswerken und dem Dienst für technische Zusammenarbeit

- Bau von Wasserversorgungen in ländlichen Gebieten von Westkammerun/Helvetas/Kamerun
- Bau einer Landwirtschaftsschule in Vedchhi (Gujarat)/Swissaid/Indien
- Landwirtschaftliche Genossenschaften und Ausbildungszentrum in Vallegrande/Schweizer Provinz der Redemptoristenväter/Bolivien
- Panafrikanisches Entwicklungsinstitut: Ausbildung von mittleren Kadern in Duala/Vereinigung Schweiz-Kamerun/Kamerun
- Landwirtschaftsentwicklung (Bewässerungsprojekt) in Shergati (Bihar)/Association suisse «Frères de nos frères»/Indien
- Zentrum zur Förderung des Handwerks in Recife/Mouvement Populaire des Familles/Brasilien
- Landwirtschaftliches Ausbildungszentrum in Bankara Goyang/Fédération genevoise de coopération avec le tiers monde/Kamerun
- Ausbildungszentrum für Entwicklungsfachleute in Bangalore (Mysore)/Franz-Xaver-Stiftung/Indien
- Ausbildungszentrum für Landwirtschafts- und Haushaltsberaterinnen in Temuco/Schwester vom Heiligen Kreuz/Chile
- Landwirtschaftliches Ausbildungszentrum Kumba/Basler Mission/Kamerun
- Berufsausbildungs- und Produktionszentrum in Balaju (Kathmandu)/Helvetas/Nepal
- Schweizerisch-Kolumbianisches Institut zur Industrieförderung (IPROSCO) in Bogota/Vereinigung Christlicher Unternehmer der Schweiz/Kolumbien
- Expertenmission für die Ausbildung von afrikanischen Gewerkschaftsführern/Cecotret (Centre de coopération technique et de recherches pour l'éducation des travailleurs dans les pays en voie de développement)/Gambia
- Berufsausbildungszentrum für Feinmechanik in Karachi/Swisscontact, Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe/Pakistan
- Landwirtschaftliches und handwerkliches Entwicklungszentrum von Chuquibambilla/Schweizerischer Caritas-Verband/Peru
- Berufsausbildungszentrum Nuna/Schweizer Provinz der Weissen Väter/Obervolta
- Bau von Handwerkerateliers in der Region von Ambositra/Département missionnaire des Eglises protestantes de Suisse romande/Madagaskar
- Ausbau der Handwerkerschule Ifakara/Schweizerische Provinz der Kapuziner/Tansania
- Landwirtschaftliches Ausbildungszentrum Guelendeng/Swissaid/Tschad
- Berufsausbildungszentrum für Werkzeugmacher in Dharwar (Mysore), Nettur (Kerala) und Produktionszentrum in Katpadi (Madras)/HEKS, Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz/Indien



32

13

Ist nicht zu befürchten, dass die Geldmittel, die für die Entwicklungszusammenarbeit eingesetzt werden, schliesslich in die Taschen einiger Privilegierten fliessen und nicht zur Verbesserung der Lebensbedingungen der bedürftigen Bevölkerung beitragen?

Man hat in diesem Zusammenhang auch schon das böse Wort geprägt, wonach «die Armen der reichen Länder Geld spenden für die Reichen der armen Länder». Und wir wissen, dass diese Gefahr besteht.

Wir sind jedoch in der Lage zu behaupten, dass die Geldmittel, die für die Entwicklungszusammenarbeit zur Verfügung gestellt werden, ihrem Zweck zugeführt werden, und das bedeutet, dass sie den armen, bedürftigen Volksschichten in den Entwicklungsländern zugute kommen.

Bevor wir nämlich ein Projekt durchführen, klären wir die Lage an Ort und Stelle ab. Wir untersuchen die Bedürfnisse der Leute und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Wir fragen uns, wie wir ihre Lebensbedingungen wirksam verbessern können. Dann erst planen wir unsere Aktion. Und das alles geschieht zusammen mit den Partnern im Entwicklungsland, die gewöhnlich am besten wissen, was ihnen nützt.

Wenn also Geldmittel ihren Zweck nicht erreichen, so ist das meistens auf eine Fehleinschätzung der Lage, auf eine ungenügende Vorbereitung oder auf eine mangelhafte Planung der Aktion zurückzuführen.

Die Ziele und Bedingungen der Zusammenarbeit bei einer Aktion werden in einem Projektabkommen genau festgehalten. Hält sich einer der Partner nicht an die Abmachungen, so kann der andere vom Vertrag zurücktreten. Das verpflichtet beide dazu, den vorgesehenen Zweck der Aktion zielbewusst zu verfolgen, denn bei einer Vertragsauflösung hätten beide mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Natürlich wird eine Aktion in der Regel mehr Wirkung erzielen in einem Land, dessen soziale Strukturen die Bedürfnisse der unteren Schichten berücksichtigen, als in einem, dessen Verhältnisse eher auf die Wünsche der vermögenden Schichten ausgerichtet sind. Das darf uns aber nicht davon abhalten, auch für die armen Bewohner eben dieser Länder tätig zu sein, vorausgesetzt, dass unsere Tätigkeit von den Regierenden eines solchen Landes nicht behindert wird und womöglich dadurch sogar zu ihrer wahren Zielsetzung in Widerspruch gerät.

Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Bevölkerungen der Entwicklungsländer selber ein vitales Interesse an ihrer Entwicklung haben und sich deshalb selber intensiv und tatkräftig daran beteiligen. Dieses Interesse deckt sich nun mit unseren Zielen in der Entwicklungszusammenarbeit und gibt uns zusätzliche Gewähr, dass unsere Tätigkeit nicht einigen wenigen Reichen zugute kommt.

Während der Durchführung wird ein Projekt laufend überprüft. Dies geschieht zunächst einmal durch unsere eigenen Fachleute. Zudem unterstehen alle Ausgaben, die in der Schweiz oder im Entwicklungsland für ein Projekt getätigt werden, der strengen Aufsicht durch die Eidgenössische Finanzkontrolle, die Bundesstelle, die direkt dem Parlament gegenüber verantwortlich ist.

Von Zeit zu Zeit nehmen auch noch unabhängige Experten die Projekte genau unter die Lupe. Sie vergleichen in sogenannten Evaluationen die erzielten Ergebnisse mit den ursprünglich gesteckten Zielen und stellen dadurch fest, ob die aufgewendeten Geldmittel ihrer Zweckbestimmung entsprechend eingesetzt wurden.

Oft wird die Vermutung geäussert, das Geld werde in ganzen Beträgen, fast paketweise, einfach in die Entwicklungsländer

33

geschickt, und die jeweiligen Regierungen könnten nach ihrem Gutdünken damit umgehen. Dies trifft nicht zu. Wir bezahlen in erster Linie Dienstleistungen, d.h. vor allem die Arbeit unserer Entwicklungshelfer, und dazu die Ausrüstungen, die sie für ihre Arbeit benötigen. Und wenn wir einen Kredit gewähren, so geschieht dies immer in einem abgegrenzten und genau umschriebenen Rahmen und für einen im voraus bestimmten Zweck, dessen Erfüllung nachprüfbar ist.

Und unser Beitrag an die internationalen Organisationen? Einerseits haben sie dasselbe Ziel wie wir; andererseits sind wir nicht nur Mitglied dieser internationalen Organisationen, sondern arbeiten auch in ihren leitenden Gremien mit. Das bedeutet, dass wir jederzeit ihre Entwicklungsarbeit beeinflussen und in ihre Ausgabentätigkeit Einblick nehmen können, was wir auch regelmässig tun.

Olivenbäumchen, die Hoffnung bedeuten



Jeden Dienstagvormittag stellen sich einige Campesinos (Bauern) auf dem Feld der landwirtschaftlichen Genossenschaft von Mizque (Bolivien) ein. Sie machen sich sofort an den Olivenbäumchen zu schaffen. Hin und wieder wechseln sie ein Wort miteinander, meistens in Quechua, der uralten Umgangssprache der Indios. Vom Schweizer Entwicklungshelfer und seiner Frau fachmännisch angeleitet, lernen und üben sie die Pflege der zarten Olivenpflanze. Die Zeit, die sie auf dem Feld ihrer Cooperativa arbeitend verbringen, wird ihnen in Rechnung gestellt. Dafür bekommen sie nämlich eine Anzahl Olivenpflänzchen, die den ersten Grundstock zu einem kleinen Olivenhain auf ihrem eigenen Stückchen Land bilden werden.

Am Dienstagmittag findet die wöchentliche Genossenschaftsversammlung statt. Da wird alles offen verhandelt. Da lernen die Mitglieder wirtschaftlich denken. Da fühlen sie sich als Gemeinschaft. Da finden sie verständnisvolle Zuhörer für ihre kleinen und grossen Sorgen.

Wie kam man denn ausgerechnet auf den Olivenbau? Vielleicht hat die historische Tatsache, dass auf Befehl eines spanischen Königs sämtliche Oliven ausgerottet wurden, weil sie prächtig gediehen und die gleichen Früchte des Mutterlandes konkurrenzten, der Idee zu Gevatter gestanden. Für den Schweizer Fachmann, der vor zirka 4 Jahren die Situation an Ort und Stelle prüfte, waren wohl andere Gesichtspunkte ausschlaggebend: das Valle de Mizque, etwa 200 km südlich von La Paz (Hauptstadt des Landes) auf 2500 m gelegen, geniesst mittelmehrähnliches Klima, in dem Oliven gut gedeihen; diese Pflanzen sind sehr wirksam gegen die Erosion und beanspruchen nicht sehr viel Wasser; der Campesino kann mit Oliven ohne grosse Investition in wenigen Jahren ein dauerhaftes Mehreinkommen erzielen und damit seinen meistens überaus kargen Haushalt nicht unwesentlich «aufpolieren».

In einem Jahr werden die Campesinos von Mizque die ersten Früchte ihrer Arbeit ernten, sie werden die ersten Oliven auf den Markt bringen können. Damit schöpfen rund 100 unvorstellbar arme Bauernfamilien neue Lebenshoffnung. Die alten Campesinos sagen es einem offen: für sie wird es wohl zu spät sein, aber ihre Kinder und Kindeskiner werden sich eines besseren Lebens erfreuen können; und man solle dem «Señor Presidente de Suiza» ihren ergebenen Dank und freundlichen Gruss überbringen.

Der Schweizer Beitrag an diese Aktion belief sich von März 1970 bis März 1973 auf Fr. 430 000.—. Damit wurden die Arbeit des Expertenehepaars und kleinere Investitionen wie Genossenschaftshaus, Lagerschuppen und landwirtschaftliche Geräte bezahlt.

Sind die Entwicklungshelfer nicht vor allem junge, arbeitsscheue Leute, die dem schweizerischen Alltag entfliehen und in der weiten Welt Abenteuer suchen wollen?

Ob ein junger Schweizer in einem Entwicklungsland tätig sein kann oder nicht, hängt nicht in erster Linie von ihm selber ab. Das Entwicklungsland ist es, das um die Entsendung eines bestimmten Fachmanns ersucht. Die Organisationen für Entwicklungszusammenarbeit, die staatliche oder die privaten, können somit nicht von sich aus bestimmen, ob sie einen Entwicklungshelfer in die Dritte Welt senden oder nicht.

Heute haben die Entwicklungsländer genaue Vorstellungen darüber, was für Fachkräfte sie brauchen. An Leuten, die zwar den Willen zu arbeiten haben, denen aber die unerlässliche fachliche Ausbildung abgeht, fehlt es ihnen im allgemeinen nicht. Was sie benötigen – und auch dies nicht überall und nur teilweise –, sind Fachleute, die ihr «Handwerk» voll beherrschen, die in der Lage sind, ihr berufliches Können den Verhältnissen des Entwicklungslandes anzupassen und den lernbegierigen Leuten weiterzugeben, die bereit sind, sich ihrer anspruchsvollen Aufgabe uneingeschränkt zu widmen.

Der Masstab, an dem ein Kandidat für einen Einsatz als Entwicklungshelfer gemessen wird, wird also vom Entwicklungsland selbst gesetzt. Darauf baut sich denn auch die Auswahl unter den Interessenten auf, die einige wichtige Voraussetzungen erfüllen müssen, um berücksichtigt zu werden.

Jeder Entwicklungshelfer muss seine Berufsausbildung abgeschlossen, wenn möglich sogar seinen Beruf schon eine gewisse Zeit mit Erfolg ausgeübt haben. Auch seine charakterlichen Eigenschaften werden geprüft: ob er sich in eine Gemeinschaft einfügen kann; ob er fähig ist, von andern zu lernen; ob er ausdauernd und zielstrebig, gleichzeitig aber anpassungsfähig ist, usw. Natürlich muss er körperlich die oft harten Anforderungen des Klimas in den Entwicklungsländern unbeschadet ertragen können. Und er muss mindestens die Sprache des Landes, in dem er tätig sein wird, beherrschen.

Der Entwicklungshelfer wird vor seiner Ausreise in einem mehrwöchigen Kurs auf seine Aufgabe vorbereitet. Neben vielen nützlichen Dingen, wie Tropenmedizin, Automechanik, Projektbuchhaltung, die ihm bei seiner Tätigkeit als Entwicklungshelfer zugute kommen werden, lernt er hier vor allem, einer ihm fremden Kultur mit ihren Sitten und Bräuchen, den ungewohnten Lebensverhältnissen und anderen Wertvorstellungen so zu begegnen, dass seine Tätigkeit für die Menschen, mit denen er zu tun haben wird, und nicht zuletzt für ihn selber in jeder Beziehung – also nicht nur auf fachlichem Gebiet – einen Gewinn bedeuten wird.

Es ist kaum möglich, allgemein zu sagen, warum junge Schweizer als Entwicklungshelfer arbeiten wollen. Idealismus, Abenteuerlust, Realismus, Helferwille usw. sind wichtige und berechtigte Beweggründe. Aber unsere Erfahrung zeigt, dass der Entwicklungshelfer vor allem dann nützliche Arbeit leisten kann, wenn er bereit ist, sich seiner Aufgabe mit Geduld und Aufgeschlossenheit hinzugeben. Arbeitsscheue Leute oder solche, die nur dem schweizerischen Alltag entfliehen möchten, haben schon bei der Auslese kaum eine Chance. Sollten sie aus menschlichem Irrtum trotzdem berücksichtigt werden, würde sich ihre Untauglichkeit bald offenbaren, was ihre sofortige Rückberufung zur Folge hätte.

Ein junger Schweizer, der Entwicklungshelfer wird, kann zweifellos den Leuten in der Dritten Welt etwas bringen, das ihnen fehlt. Dafür wird er ja entsandt. Wer aber schon Menschen anderer Kulturen begegnet ist, weiss, dass auch sie uns vieles zu bieten haben, dass auch sie über Werte verfügen, die wir

vielleicht gar nie besessen oder dann im Laufe der Geschichte verloren haben, die aber das Leben hier in unserem Lande bereichern könnten. Die Entwicklungshelfer können uns diese Werte vermitteln. Dadurch wird die Entwicklungszusammenarbeit auch in dieser Beziehung zu einem echten Austausch zwischen Partnern.

**Bilaterale Einsätze von Auslandmitarbeitern
(nach Berufen geordnet; Stand: Januar 1973)**

**Landwirtschaft, Forstwirtschaft,
Gartenbau**

- Landwirtschaftsingenieure: 20
- Agrotechniker: 24
- Dipl. Landwirte: 8
- Forstingenieure: 13
- Förster oder Forstwärter: 4
- Gärtner: 4
- Kulturingenieure: 2
- Tierärzte: 7

**Hauswirtschaft, Ernährung,
Hotelfachleute**

- Metzger: 4
- Käser: 4
- Hotelfachleute: 4



Hoch- und Tiefbau

- Architekten: 7
- Bau- und Tiefbauingenieure: 5
- Geometer: 2
- Bauführer: 9
- Schreiner: 2

**Handel, Verwaltung,
Genossenschaftswesen**

- Volkswirtschaftler und
Wirtschaftswissenschaftler: 10
- Versch. kaufm. Berufe: 24
- Sekretärinnen: 5
- Juristen: 2

Unterricht

- Kindergärtnerinnen: 2
- Primarlehrer: 19
- Sekundarlehrer: 14
- Mittelschullehrer: 5
- Mathematiklehrer: 3
- Hochschuldozenten: 6



**Allg. Mechanik, Automechanik,
Elektrotechnik, usw.**

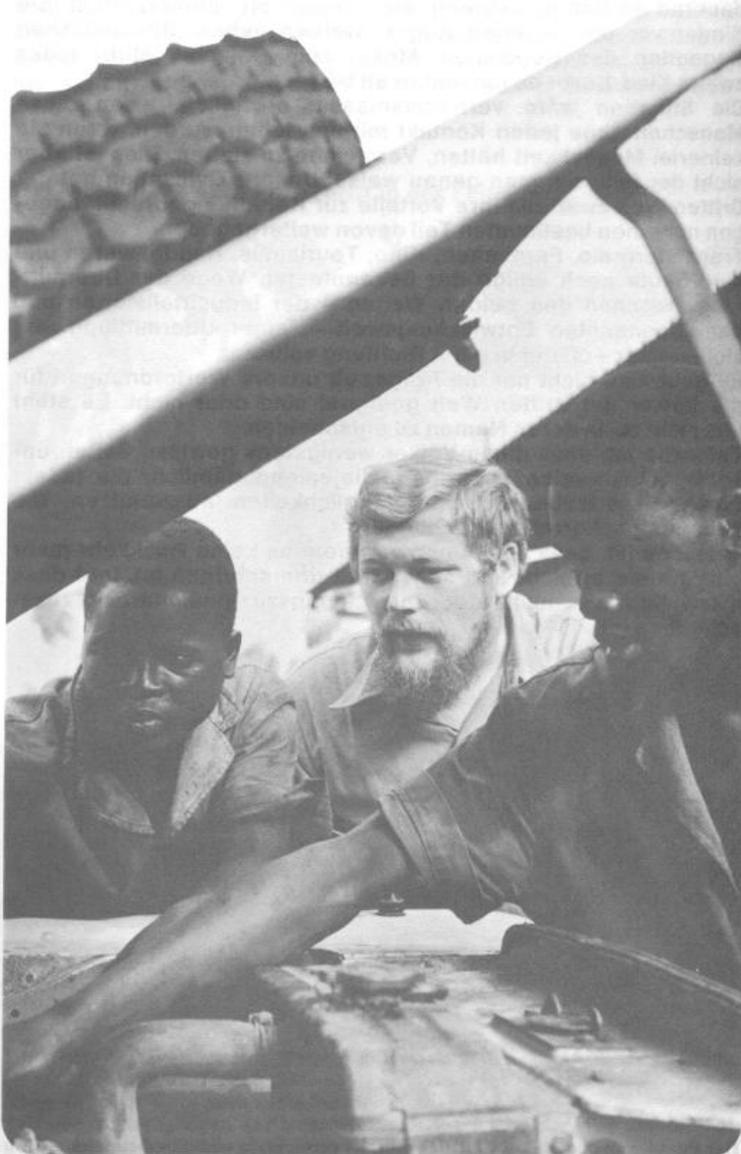
- Elektroingenieure: 7
- Elektromonteuere: 5
- Maschinentechniker: 4
- Mechaniker: 6
- Automechaniker: 4
- Feinmechaniker: 2
- Spengler: 2
- Sanitärinstallateure: 2
- Typographen: 3

**Medizin, Labor,
Krankenpflege**

- Ärzte: 2
- Krankenschwestern: 14
- Medizinische Laborantinnen: 3
- Ergotherapeutinnen: 2

Verschiedene Berufe

- Textiltechniker: 2
- Chemiker: 2
- Geologen: 3
- Erzieher: 3
- Sozialarbeiter: 3
- Psychologen: 2



15

Ist es wirklich sinnvoll, unsere Konsumgesellschaft, die doch schon bei uns auf den Widerspruch recht vieler Leute stösst, in die Länder der Dritten Welt exportieren zu wollen?

Hierzu eine erste Antwort: es mag leicht sein, unsere Gesellschaft zu verachten und deren Nachteile zu tadeln, wenn man alle ihre Vorteile in Reichweite hat, Vorteile, die so alltäglich geworden sind, dass man sich ihrer gar nicht mehr bewusst ist. Aber, Hand aufs Herz, wer von uns möchte jahraus jahrein eine halbe Stunde Weg zurücklegen müssen, um fünf Liter Wasser zu holen; wer möchte dasselbe Hemd vierzehn Tage lang hintereinander tragen; wer möchte sich einen Backenzahn ohne Betäubung ziehen lassen? Die Vorteile des «wilden» Lebens im Urzustand – wie es ihn übrigens nicht mehr gibt – sind ein romantisches Märchen.

Die Männer und Frauen, die in einer primitiven Umgebung leben, sind von unzähligen Krankheiten angeschlagen, sie leiden dauernd an Unterernährung, sie müssen oft schmerzerfüllt ihre Kinder vor den eigenen Augen sterben sehen. (In ländlichen Gegenden des tropischen Afrika, zum Beispiel, stirbt jedes zweite Kind, bevor es fünf Jahre alt ist.)

Die Situation wäre verhältnismässig erträglich, wenn diese Menschen ohne jeden Kontakt mit uns leben würden, wenn sie keinerlei Möglichkeit hätten, Vergleiche zu ziehen. Dies ist aber nicht der Fall, wie man genau weiss. Unsere Zivilisation hat der Dritten Welt zwar alle ihre Vorteile zur Kenntnis gebracht, dagegen nur einen bestimmten Teil davon weitergegeben.

Transistorradio, Fernsehen, Kino, Tourismus, Handel waren und sind heute noch einige der bekanntesten Wege der Übermittlung zwischen den beiden Welten – der industrialisierten und der sogenannten Entwicklungswelt –, einer Übermittlung, die sich – leider – oft nur in einer Richtung vollzieht.

Es geht also nicht um die Frage, ob unsere Wertordnungen für die Völker der Dritten Welt geeignet sind oder nicht. Es steht uns nicht zu, in deren Namen zu entscheiden.

Tatsache ist, dass diese Völker wenigstens gewisse Seiten unserer Lebensweise anstreben, diejenigen nämlich, die jedem Einzelnen erlauben würden, Möglichkeiten auszunutzen, die heute tragischerweise brachliegen.

Tatsache ist, dass der Punkt, von dem es keine Rückkehr mehr gibt, für sie erreicht und sogar weit überschritten ist, und dass diese Situation nicht der Entwicklungszusammenarbeit zuzuschreiben ist.



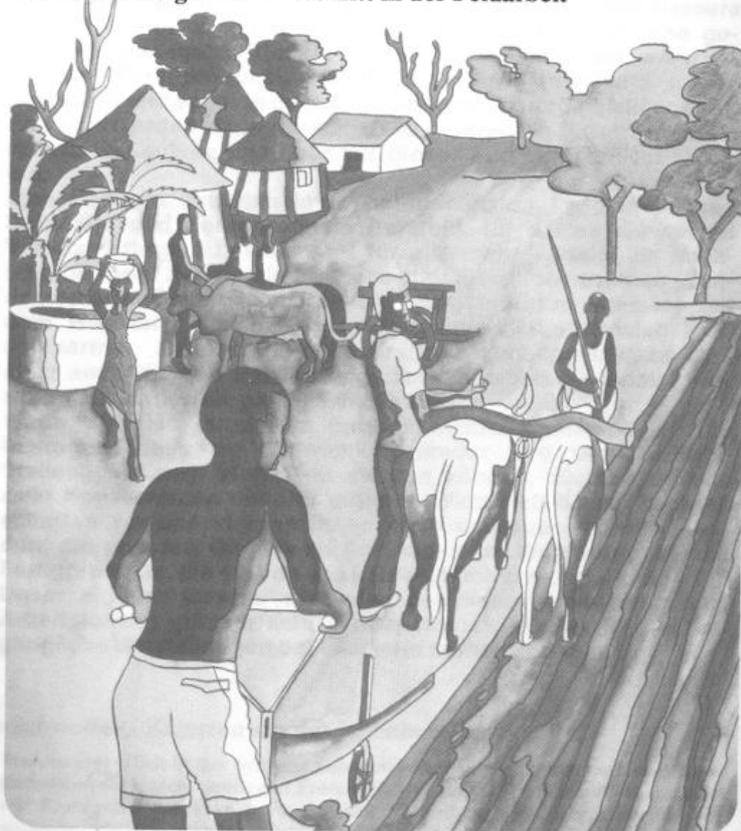
Der Punkt, von dem es kein Zurück gibt, ist erreicht, ja weit überschritten...

38

Und nun noch eine zweite Antwort auf diese Frage: es geht in keiner Weise darum, unsere Gesellschaftsform zu «exportieren». Dies wäre ein doppelter Unsinn. Einerseits bezahlen wir bereits auf gewissen Gebieten das Lösegeld für unseren materiellen Fortschritt, und es ist überhaupt nicht einzusehen, weshalb wir der Dritten Welt helfen sollten, unsere Fehler zu wiederholen. Andererseits käme die Absicht, die Modelle, die technischen Verfahren des Abendlandes unverändert in Gegenden verpflanzen zu wollen, die auf Grund des Klimas, der Kultur, der Tradition, der Religion grundverschieden sind, dem Versuch gleich, im Oberland Palmenhaine anzulegen oder in der Sahara Kirschbäume zu pflanzen. Was nützt, sind Lösungen nach Mass, die zu jedem betreffenden Gebiet, jedem betreffenden Land passen. Die Entwicklungszusammenarbeit muss also mit einer vertieften Kenntnis des Milieus, an das sie sich richtet, beginnen. Das ist einer der Gründe, warum sie nicht von fern verwirklicht werden kann und warum sich mehrere Hundert schweizerische Entwicklungshelfer im Feld befinden.

Was letztlich nützt, ist, den sich entwickelnden Völkern beizustehen, aus ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit herauszufinden, damit sie den Weg, den sie beschreiten wollen, um zu einem menschenwürdigen Leben zu gelangen, selber bestimmen können.

Der Ochsenzug – ein Fortschritt in der Feldarbeit



Die Wirtschaft des Tschad hängt praktisch vollständig von einem einzigen Rohstoff ab, bestehen doch 80% seiner Exporte aus Baumwolle. Ausserdem leben 90% der Bevölkerung sehr dürftig vom Ertrag des Bodens. Ein grosser Teil der Anstrengungen der tschadischen Regierung richtet sich deshalb auf die Förderung der Landwirtschaft.

39

In diesem Rahmen entstand deshalb 1964 in enger Zusammenarbeit der schweizerischen technischen Zusammenarbeit mit den Behörden von Fort-Lamy (Hauptstadt des Tschad) das Zentrum für landwirtschaftliche Ausbildung in Monkara. Sein Ziel: Ackerbauer ausbilden, die nach einem einjährigen Kurs in ihre Dörfer zurückkehren und die neuerworbenen Kenntnisse den übrigen Bewohnern weitergeben. Damit sich dieses Projekt möglichst gut in das ländliche Milieu einpasst, wählt man die Kursteilnehmer im Einverständnis mit den Einwohnern ihres Dorfes aus; sie kommen mit ihrer Familie an das Zentrum, wo sie in den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen leben wie im Dorf; sie bebauen am Zentrum ein eigenes kleines Stück Land, und können dank den guten Ernten, die sie durch die neuen Ackerbaumethoden hervorbringen, ihren Lebensunterhalt bestreiten und sogar einen Teil der Ausrüstung, die sie dann in ihr Dorf mitnehmen, bar bezahlen.

Die Ausrüstung nun besteht nicht etwa aus einem Traktor, der schnell unbrauchbar würde, weil ein Mechaniker oder auch nur der Treibstoff fehlt. Nein, es sind im wesentlichen ein Pflug und ein Ochsespann. Für Bauern, die den Boden bisher mit der Hacke bearbeitet haben, ist aber der Fortschritt deswegen nicht geringer. Ja, er ist so gross gewesen, dass seit 1964 fünf weitere solche Zentren eröffnet worden sind. Zusammen mit demjenigen von Monkara sind sie vor kurzem den tschadischen Behörden übergeben worden. Die Schweiz trägt jedoch weiterhin einen Teil der Verantwortung bei der Koordination der sechs Zentren.

16

Züchten wir nicht Konkurrenten für unsere Wirtschaft heran, wenn wir mit unserer Entwicklungszusammenarbeit die rohstoffreichen und billig produzierenden Länder der Dritten Welt zu entwickeln versuchen?

Weltweit besteht heute noch weitgehend folgende wirtschaftliche Situation: die Entwicklungsländer produzieren in erster Linie Rohstoffe (z.B. Zinn, Kupfer, Bauxit, Kautschuk, Baumwolle, Kakao, Kaffee). Wir kaufen sie ihnen ab, verarbeiten sie zu Fertigprodukten, die wir u.a. wieder ihnen verkaufen. Die Preise der Rohstoffe steigen zwar immer wieder. Aber die Fertigprodukte verteuern sich unverhältnismässig schneller. Das trägt denn auch zu einer zunehmenden Verschuldung der Entwicklungsländer bei, weil sie für die Fertigprodukte, die sie benötigen, immer mehr ausgeben müssen, während sie für ihre Rohstoffe relativ immer weniger einnehmen.

Bei dieser weltweiten Arbeitsteilung geht es nun nicht allein um das Schicksal der Leute in den Entwicklungsländern. Auch unser eigenes wirtschaftliches Interesse ist dabei im Spiel. Ein Kunde ist für den Verkäufer nämlich nur so lange vertrauenswürdig, als dieser annehmen kann, dass die verkauften Waren früher oder später auch bezahlt werden. Andernfalls setzt er seine eigene Existenz mit aufs Spiel.

Weltweit gesehen sind die Entwicklungsländer für uns heute schon gute Kunden. Und sie können in Zukunft noch bessere werden, wenn es ihnen gelingt, ihre Wirtschaft auf eine gesunde Grundlage zu stellen. Das können sie aber nur, wenn sie gewisse Fertigprodukte, auf die sie angewiesen sind, selber herstellen und sogar in die Industrieländer exportieren können. Dadurch werden sie natürlich zu Konkurrenten für unsere Wirtschaft. Wir sollten uns aber vor dieser Konkurrenz nicht fürchten.

Eine bessere Arbeitsteilung, bei der jedes Land diejenigen Rohstoffe und Fertigprodukte herstellt, für die es die besten Voraussetzungen besitzt, wird für alle mehr Vorteile als Nachteile bringen. Zudem sind unsere stärksten Konkurrenten (Bundesrepublik Deutschland, Japan, USA) erfahrungsgemäss auf dem Weltmarkt gleichzeitig auch unsere bedeutendsten Handelspartner. Es besteht kein Grund anzunehmen, dass dies nicht auch bei den Entwicklungsländern, wenn sie einmal wirtschaftlich stark sind, gleich sein könnte.

Wenn wir also durch die Entwicklungszusammenarbeit dazu beitragen, dass die Entwicklungsländer ihre wirtschaftliche Stellung auf dem Weltmarkt stärken können, züchten wir uns zwar Konkurrenten unserer eigenen Wirtschaft heran. Zugleich schaffen wir uns aber in ihnen auch vertrauenswürdige Kunden, die uns den Gegenwert (in Geld- oder Warenform) für die Fertigprodukte, die sie von uns kaufen, auch zusichern können. Unser eigener Gewinn wird also bei einer weltweiten neuen Arbeitsteilung grösser sein als die Kosten, die gewisse unumgängliche Umstellungen bei uns verursachen könnten.

«Schweizer» Zigarren aus der Elfenbeinküste

Warum eigentlich in der Schweiz Fabrikarbeiter suchen, wenn man doch keine findet und auch nicht genügend Fremdarbeiter zugeteilt bekommt? Warum sich mit Problemen des Transports und der Verzollung von Rohstoffen aus Entwicklungsländern herumschlagen? Man könnte doch einfach die Produktion verlegen, und zwar in das Entwicklungsland, wo die Rohstoffe erzeugt werden und wo mehr als genügend Arbeitskräfte vorhanden sind.

Man könnte nicht nur – man kann! Das bewies eine westschweizerische Zigarrenfabrik, die Tabak aus Entwicklungsländern einfuhrte, in der Schweiz zu Zigarren verarbeitete, die sie dann nach Frankreich exportierte. Das grösste

Problem dieser Firma bestand darin, in der Schweiz Arbeiter für ihren Betrieb zu finden.

Die Investitionsrisikogarantie gab der Firma den nötigen Rückhalt, ihre Produktion, wenigstens teilweise, in ein Entwicklungsland zu verlegen, und zwar in die Elfenbeinküste.

So kann die Firma seit 1971 dort produzieren: die Rohstoffe werden im Land selbst angebaut und durch den Betrieb aufgekauft; die Zigarren werden weiterhin nach Frankreich exportiert, und zwar an dieselben Kunden, die früher von der Schweiz aus beliefert wurden. Durch den Bau von Schulen und Gebäuden konnte die Firma zudem einiges zur Entwicklung des umliegenden Gebietes beitragen.

Und das Wichtigste: allein in der Zigarrenfabrik fanden rund 100 Einwohner der Elfenbeinküste den lange gesuchten Arbeitsplatz.



Warum unterstützen wir mit unserer Entwicklungszusammenarbeit Staaten, deren Regierungsform in unserem Lande umstritten ist und die viele unserer Mitbürger für sich selbst nicht akzeptieren würden?

Unser Land wird in manchem Geschichtsbuch als die «Wiege der modernen Demokratie» bezeichnet. Wenn wir aber in eben diesen Büchern unsere eigene Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert verfolgen, stellen wir fest, dass die verschiedenen Gemeinschaften, die in den rund sieben Jahrhunderten in unserem Lande bestanden haben, die vielfältigsten Regierungsformen angenommen haben. Oligarchien, Aristokratien, Fürstentherrschaften weltlicher und kirchlicher Art, Zunfttherrschaften und Demokratien verschiedenster Prägung haben einander abgelöst. Jedermann war noch lange nicht überall und von Anfang an mit gleichen Rechten im Staate ausgestattet. Der Weg zu dem, was unser Land ist, war lang und beschwerlich, reich an politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen, und nicht selten ist dabei Blut geflossen.

Das Regierungssystem, das seit etwa hundert Jahren in unserem Land herrscht, entspricht unserer Eigenart und weitgehend auch dem Stand unserer wirtschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Entwicklung; es gewährleistet jedem Bürger die verfassungsmässigen Rechte; es verteilt die Pflichten im Staate einigermaßen gleichmässig auf alle.

Sollten wir uns deshalb anmassen dürfen zu beurteilen, welche Regierungsform für ein anderes Land gut ist und welche nicht? Sollten wir deshalb gar von den andern Ländern erwarten dürfen, dass sie ihr «Haus» nach unserem Vorbild einrichten?

Das einzig richtige System, die einzig echte Demokratie gibt es nicht! Wie wir, oft über Irrwege und Rückfälle, erst allmählich und manchmal mühsam, zu unseren heutigen staatlichen Verhältnissen gelangt sind, so müssen wir jedem andern Land das Recht zugestehen, die Regierungsform zu suchen und zu wählen, die seiner gegebenen Situation angemessen ist. Gerade die Entwicklungsländer, von denen die meisten erst vor kurzer Zeit ihre politische Selbständigkeit erlangt und die mit ungeheuren wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, stehen heute noch mitten in diesem Werdegang. Beinahe täglich vernehmen wir in den Nachrichten, wie eines von ihnen wieder einen neuen Weg einschlägt. Umwälzungen, plötzlich und schmerzhaft, sind dabei keine Seltenheit.

Es liegt nun aber im Wesen der Entwicklungszusammenarbeit, dass sie langfristig geplant sein und infolgedessen über solchen politischen Zufälligkeiten stehen muss. Zwar können wir, wenn wir eine Anzahl Länder vor uns haben, mit denen wir zusammenarbeiten könnten, diejenigen darunter auswählen, die alle ihre Angehörigen zu gleichem Recht kommen lassen und in deren Verhältnissen sich die Leute frei entfalten können. Hier hat die Entwicklungszusammenarbeit denn auch die grösste Aussicht, die besten Früchte zu tragen. Wenn wir aber mit einem Land bereits seit langem für dessen Entwicklung zusammenarbeiten, dann können wir unsere Tätigkeit nicht jedesmal umorientieren, wenn es eine Regierungsform wählt, die uns nicht passt.

Entwicklungszusammenarbeit ist für die Menschen in einem Land bestimmt und nicht für dessen Regierung. Gerade durch unsere Zusammenarbeit können wir ihnen ermöglichen, sich ihrer wirtschaftlichen, sozialen und auch politischen Lage klarer bewusst zu werden und dadurch die Verhältnisse anzustreben, die ihnen angemessen sind. Wollten wir unsere Entwicklungszusammenarbeit nach den immer wieder stattfindenden politischen Umwälzungen richten, würde sie einen wesentlichen Teil ihrer Wirkung verlieren, und wir würden dadurch genau die Schichten der Bevölkerung strafen, die unserer Unterstützung besonders bedürfen und denen sie vornehmlich zgedacht ist.

Fünfundzwanzig Länder, die den grössten Teil der Hilfe der Schweiz in Form von technischer Zusammenarbeit¹ (öffentliche Hilfe) im Laufe der Jahre 1961–1972 erhalten haben.

	Auszahlungen (Mio Fr.)	Bevölkerung (Mio) 1970	BSP/Einwohner Jahr (Franken) 1970 ³
1. <u>Indien</u> ²	32,1	538	473
2. <u>Rwanda</u>	25,0	3,6	258
3. <u>Kamerun</u>	16,9	5,8	774
4. <u>Nepal</u>	15,0	11,1	344
5. <u>Peru</u>	12,7	13,6	1935
6. <u>Tunesien</u>	9,2	5,1	1075
7. <u>Türkei</u>	8,1	35	1333
8. <u>Dahome</u>	6,9	2,7	387
9. <u>Zair</u>	6,7	18,8	387
10. <u>Madagaskar</u>	6,0	7,3	559
11. <u>Bolivien</u>	4,6	4,9	774
12. <u>Indonesien</u>	4,4	116	344
13. <u>Tansania</u>	4,3	13,3	430
14. <u>Burundi</u>	4,1	3,5	258
15. <u>Brasilien</u>	3,8	93	1806
16. <u>Tschad</u>	3,7	3,6	344
17. <u>Libanon</u>	3,7	2,7	2537
18. <u>Pakistan und Bangla Desh</u>	3,7	130	430
19. <u>Ecuador</u>	3,3	6,1	1247
20. <u>Kenia</u>	3,2	11,3	645
21. <u>Algerien</u>	2,9	14,3	1290
22. <u>Chile</u>	2,6	9,8	3096
23. <u>Thailand</u>	2,6	36	860
24. <u>Kolumbien</u>	2,5	22	1462
25. <u>Costa Rica</u>	2,4	1,7	2408
	190,4	1109,2	25456

Durchschnitt:
1018 Franken

- 1) bilaterale technische Zusammenarbeit, soweit sie nach einzelnen Ländern berechnet werden konnte, und assoziierte Hilfe.
2) Die Länder, deren Namen unterstrichen sind, gelten zur Zeit als Schwerpunktländer der schweizerischen technischen Zusammenarbeit.
3) Bruttonationalprodukt pro Kopf der Bevölkerung:
nach «World Bank Atlas». Dollar 1970 in Franken 1970.

Warum verkaufen wir weiterhin Waffen an die Entwicklungsländer?

Diese Frage steht nicht in direkter Beziehung zur Entwicklungszusammenarbeit, wenigstens insofern nicht, als jene, die sich dieser widmen, nicht auch die sind, die die Waffen liefern.

Sie wird allerdings ziemlich oft im Zusammenhang mit der Dritten Welt aufgeworfen, so dass wir sie nicht unbeantwortet lassen können.

Die Schweiz hat ihre Gründe, um eine eigene Waffenindustrie zu besitzen. Diese Industrie kann nur lebensfähig sein, wenn sie exportieren kann. So stellt sich die Frage: weshalb sollten wir beim Verkauf von Waffen einen Unterschied zwischen Industrie- und Entwicklungsländern machen?

Sind etwa diese weniger souverän als jene? Haben sie deshalb nicht auch das Recht auf eine Verteidigungsarmee? Sind wir berechtigt, ihnen Moral zu predigen, sie paternalistisch zu behandeln?

Was würden wir Schweizer etwa sagen, wenn eine grosse industrielle Macht, bei der unser Land zum Beispiel Kampfflugzeuge kaufen möchte, sie uns verweigern würde unter dem Vorwand, unsere Politik sei nicht auf der «guten Linie»?

Man braucht nur die Zeitungen zu lesen, um festzustellen, dass das Waffenausfuhrverbot ebenso viel Entrüstung hervorruft wie die Waffenlieferungen.

Trotz dem soeben Gesagten ist es eine Tatsache, dass die Spannungen zwischen gewissen Ländern der Dritten Welt gegenwärtig häufiger, beunruhigender sind als zwischen den Industrieländern. In bestimmten eindeutigen Fällen Waffen liefern zu wollen, käme der Absicht gleich, Öl ins Feuer zu giessen.

Deshalb hat der Bundesrat ein Gesetz ausgearbeitet, das 1972 vom Volk gutgeheissen wurde und in dem es unter anderem heisst: «Es werden keine Ausfuhrbewilligungen (für Waffen) erteilt: a) nach Gebieten, in denen ein bewaffneter Konflikt herrscht, ein solcher auszubrechen droht oder sonstige gefährliche Spannungen bestehen; b) wenn Grund zur Annahme besteht, dass Kriegsmateriallieferungen in ein bestimmtes Land die von der Schweiz im internationalen Zusammenleben verfolgten Bestrebungen, insbesondere zur Achtung der Menschenwürde, sowie im Bereich der humanitären Hilfe oder der Entwicklungshilfe, beeinträchtigen.»

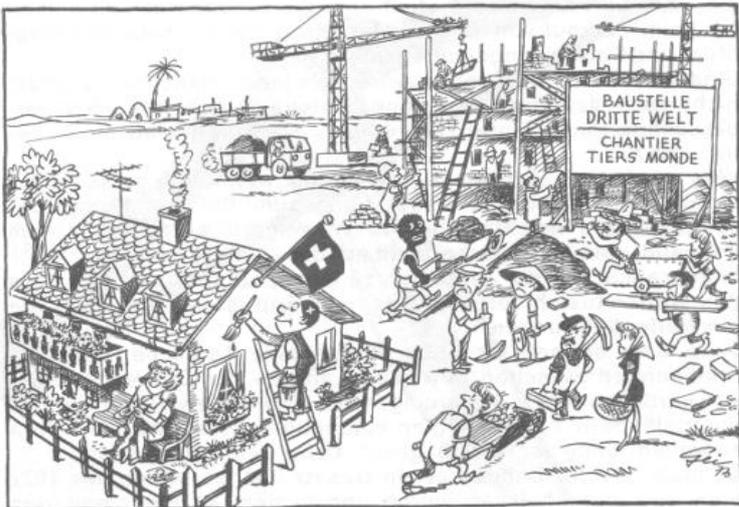
Was immer die Wirksamkeit dieses Gesetzes sein mag, das Problem wird in der Tat nur durch eine allgemeine Abrüstung gelöst werden können. Eine solche wird aber nur verwirklicht werden, wenn die Spannungen verschwinden. Und diese können nur ausgeschaltet werden, wenn ein besseres wirtschaftliches und soziales Gleichgewicht zwischen den Staaten und innerhalb der Länder der Weltgemeinschaft erreicht wird.

Ist diese Feststellung nicht ein Grund mehr für die Entwicklungszusammenarbeit?

19

Was würde geschehen, wenn die Schweiz mit jeder Art von Entwicklungszusammenarbeit aufhören würde?

Zu Ihrer Information können wir darauf hinweisen, dass man im jährlichen Haushalt des Bundes genau 2% einsparen würde. Im übrigen haben Sie die vorangehenden Fragen und das, was wir dazu zu sagen hatten, zweifellos aufmerksam gelesen. So ist es nun diesmal, mit Verlaub, an Ihnen zu antworten!



Bildnachweis

Seite

- 2 Zeichnung Christiane Evard
- 4 Ronan Picture Library (Cambridge)
- 5 Nach «Les Très Riches Heures du Duc de Berry»
- 6 Foto Bolleter
- 7 Foto FAO
- 9 Foto Dienst für technische Zusammenarbeit
- 10 Foto Simone Oppliger
- 14 Foto Jacques Thévoz
- 15 Privatbesitz Zürich, Foto Schweizerisches Landesmuseum
- 20 Fotos Helvetas
- 24 Zeichnung SDG, Genf
- 27 Foto FAO
- 30 Foto Anand
- 32 Foto HEKS
- 34 Foto Dino Beti
- 36 Fotos CIRIC, Genf
- 37 Foto CIRIC, Genf
- 38 Foto ILO
- 39 Zeichnung SDG, Genf
- 43 Foto Schweizerische Landesbibliothek
- 46 Zeichnung Hans Geisen
- 48 Zeichnung Christiane Evard

Information und Dokumentation
 Dienst für technische Zusammenarbeit
 Eidgenössisches Politisches Departement
 3003 Bern

(Herbst 1973)

Layout:
 Jürg C. Zysset, Bern

Satz:
 Elgra AG, Bern/Zürich

Druck:
 Polygraphische Gesellschaft, Laupen

